Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Vierter Jahrgang. Band 9.

Zita.

Roman in zwei Bänden

von

Hector Malot.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

E. Hirsch.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1887.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Die untergehende Sonne verschwand in einem Meere von rötlichen Dünsten, die in der Ferne den Horizont über Paris erfüllten, und schon war vom grauen Schatten des Februarabends der Himmel vom Norden bis zum Osten in Dunkel gehüllt. Des Morgens hatte es getaut, aber nun war wieder Frost eingetreten und die Lachen geschmolzenen Schnees, die aus dem dicken Schlamm der Straße hervorglänzten, waren wieder zugefroren und krachten, wenn man darüber hinwegschritt. Kein Bauer war auf dem Felde, kein Pflug in der weiten, öden Ebene zu sehen, in welcher hier und dort die Schneedecke, wo sie zu schmelzen begonnen, von Erdschollen wie mit schwarzen Punkten durchlöchert schien. Ueberall herrschte tiefe Einsamkeit, deren düstere Stille nur durch den eisigen Wind unterbrochen wurde, der in den blattlosen Zweigen der Pappeln sein Winterlied pfiff, und durch das Krächzen einiger Raben, die sich wohl beim Aufsuchen ihrer Nahrung verspätet hatten.

Das war das Wetter, in welchem zwei jener Wagen, wie sie herumziehenden Schauspielertruppen, Cirkus- oder Menageriebesitzern zu Reisen auf Messen und Jahrmärkte dienen und die meist häuslich eingerichtet sind, den Hügelrücken bei Champs hinauffuhren. Vorgespannt war ein Paar elender, abgemagerter Gäule, deren Farbe sich auf den ersten

Blick nicht recht bestimmen ließ; in der Stille des Abends hörte man die Radbremsen knirschen und die Achsen stöhnen.

Der vordere, mit zwei Pferden bespannte Wagen war ein langer Bretterbau, abwechselnd rot und gelb angestrichen, auf welchem in Riesenbuchstaben „Großes Theater Duchatellier" zu lesen war. An den Seiten befanden sich Fenster mit Jalousieläden und aus dem Dache ragte eine T-förmige Röhre empor, welcher kleine Rauchwolken entstiegen. Das Vorderteil des Fuhrwerks bildete eine Art Veranda, von der eine Glasthür ins Innere führte. Kleiner und bescheidener war der zweite Wagen. Obwohl er, nach der Masse von Brettern, Gerüsten und zusammengerollten Dekorationen zu urteilen, die auf dem Verdeck aufgetürmt waren, recht schwer beladen zu sein schien, wurde er doch nur von einem Pferde gezogen.

Neben diesen Wagen schritten Männer in Kostümen, die nach Form wie nach Farbe höchst seltsam waren und offenbar nicht dem gewöhnlichen Alltagsleben dienten, sondern zum Schutz gegen die Kälte und den schneidend scharfen Wind aus der Theatergarderobe hervorgeholt waren. Der Führer des ersten Wagens war Herr Duchatellier, der „Direktor" der Truppe; er hatte sich in das Garrickkostüm gehüllt. Vater Lachapelle, der Finanzmann des Theaters, welcher Belisar, den alten blinden Gaul vor dem zweiten Wagen, am Zügel führte, stolzierte in dem durchlöcherten Mantel Don Cesars einher. Theodor, der Komiker, hatte das Wams des Herzogs von Brabant angelegt. Joseph, der Liebhaber, welcher auch die ersten jugendlichen Heldenrollen spielte, hatte sich in einen Shawl gehüllt, mit welchem man spleenige Engländer darstellte, und Stanislaus, der verhätschelte Sohn des Hauses, der sich als solcher alles erlauben durfte, trug den mit weißem Kaninchenfell verbrämten Richtertalar und hatte seinen Kopf mit der charakteristischen Mütze des Kerkermeisters bedeckt.

Bei der Herabfahrt von dem steilen Hügelrücken hatte es der kräftigen Hand Duchatelliers und der ganzen Geschicklichkeit des alten Lachapelle bedurft, um die auf dem Eise ausgleitenden Pferde auf den Beinen zu erhalten, aber trotzdem waren sie mehr als einmal dem Stürzen nahe. Als der Zug in der Ebene angelangt war, kommandierte Duchatellier „Halt!", wandte sich, indem er die eine Hand auf die Deichsel legte, dem ersten Wagen zu und rief, als ob er in die Coulissen hineinspräche: „Holla, ihr Weiber! Frau Duchatellier! Zita! Marietta! Alle aussteigen!"

Die Glasthür der Veranda öffnete sich und ein junger, in ein weißes Tuch gehüllter Mädchenkopf mit wirrem schwarzem Haar wurde sichtbar.

„Was gibt's, Vater?" fragte das Mädchen mit heller, melodischer Stimme.

„Glatteis gibt's, und wir bleiben festsitzen, wenn wir uns nicht beeilen. Die Pferde haben zu schwer zu ziehen. Ihr müßt absteigen!"

„Aber dann brennen meine Zwiebeln an!" rief Frau Duchatellier dazwischen, die nun ebenfalls auf der Veranda erschien.

„Ich weiß jemand, der gern an der Stelle der Zwiebeln wäre," bemerkte Theodor, der Komiker, mit dem rauhen Accent eines Pariser Vorstädters.

„Beeilt euch!" rief Duchatellier. „Die Nacht rückt heran."

Zita sprang mit der Geschmeidigkeit ihrer achtzehn Jahre leichtfüßig vom Wagen herab, während ihre Mutter, welche sich durch Darstellung von Prinzessinnen würdevolle Haltung und majestätische Langsamkeit angeeignet hatte, eine gewisse Zeit zum Heruntersteigen brauchte. Hinter ihr kam die vierzehnjährige Marietta, die wegen ihrer Magerkeit den Beinamen „Mageres Kätzchen" führte, zum Vorschein; je nach den Erfordernissen des Repertoirs, spielte sie bald

Kinderrollen, bald Liebhaberinnen und ging unverzagt vom Alter von sieben Jahren zu dem von zwanzig und fünfundzwanzig über.

Duchatellier knallte mit der Peitsche, Lachapelle ergriff Belisar am Zügel und die Karawane setzte sich wieder in Bewegung. Es war eine mühselige Fahrt; die Pferde glitten mit allen vieren zugleich aus, so oft sie auf eine zugefrorene Pfütze kamen.

Zita und Joseph waren hinter dem zweiten Wagen geblieben und schritten, ohne zu sprechen, nebeneinander her. Plötzlich band Joseph, der seine Nachbarin wiederholt von Kopf bis zu Fuß betrachtet hatte, seinen Shawl ab und reichte ihr denselben.

„Du hast keinen Mantel mit vom Wagen heruntergenommen, du wirst dich erkälten; hülle dich in diesen Shawl, er hält warm.“

„Und du?“ antwortete sie, indem sie den Shawl zurückwies.

„O, mir ist durch das Gehen warm geworden.“

„Gerade deshalb würdest du dich um so leichter erkälten.“

„Sei unbesorgt um mich. Außerdem glüht hier im Inneren ein Feuer“ — er sah sie dabei mit zärtlichem Blicke an, „du würdest mir ein Vergnügen machen, wenn . . .“

„Gib her!“

Sie wollte den Shawl nehmen, allein anstatt ihr denselben zu überreichen, legte er ihn mit zärtlicher Sorgfalt um ihre Schultern. Sie wickelte sich fest ein und warf die beiden Enden des Shawls mit graziöser Bewegung über ihre Schultern zurück, wobei sie ihren schlanken Oberkörper geschmeidig nach rückwärts bog; mit über der Brust gekreuzten Armen schritt sie elastisch weiter.

„Es ist dir behaglich so, nicht wahr?“ fragte Joseph.

„Ja, ich danke dir.“

Duchatellier hatte sich nicht getäuscht, denn es kostete

wirklich viel Mühe, die Fahrt auf dem spiegelglatten Wege fortzusetzen. Die Pferde glitten bei jedem Schritte aus; unter dem eisigen Hauche des Nordwindes wurde der Schnee von Minute zu Minute härter, und der vierbeinige Belisar drohte jeden Augenblick zur Erde zu stürzen.

„He, Kinder!" rief Duchatellier. „Wir müssen den Pferden helfen, wir wollen die Wagen schieben, sonst kommen wir nicht weiter."

Alle gehorchten. Theodor, Stanislaus und Frau Duchatellier schoben an dem ersten Wagen, Joseph und Zita an dem zweiten.

„Strenge dich nicht so an," sagte Joseph, „meine Kräfte reichen allein aus."

Dabei stemmte er sich so kräftig mit der Schulter gegen den Wagen, daß der alte Belisar eine Erleichterung seiner Last fühlte und neuen Mut faßte. Bald mußte man jedoch eine Rast halten, da Tiere und Menschen erschöpft waren, und man legte große Steine unter die Räder, damit die Wagen nicht die bereits überwundene Strecke des Abhanges zurückrollten.

„Aber wir würden doch besser gethan haben, wenn wir an der Mauer von Chamontains Park übernachtet hätten," sagte Frau Duchatellier, welche, wie alle unentschlossenen Naturen, gern auf das, was man hätte thun können, zurückkam und die „Wenn" und „Aber" zu erörtern liebte.

„Und die Pferde?" entgegnete ihr Mann. „Belisar ist nicht mehr in den Jahren, um bei einem solchen Wetter zu kampieren; der arme Alte, was hätte er zu fressen gehabt? Bei den Chamontains hätte uns kein Mensch ein Körnchen Hafer gegeben. Außerdem liegt mir daran, heute abend Noisy zu erreichen, um die Vorstellung für morgen noch ankündigen zu können.

Die Karawane setzte sich wieder in Bewegung und alle halfen die Wagen fortschieben, selbst Zita griff, trotz Josephs

Einwendungen, eifrig mit an. Allein schon nach kurzer Zeit kam man an eine Stelle, die völlig mit Glatteis bedeckt war, und Belisar stürzte trotz der festen Hand, mit der ihn Lachapelle leitete, nieder. Der alte Komödiant und Joseph bemühten sich vergebens, ihm wieder aufzuhelfen, denn das alte blinde Pferd war durch das beständige Ausgleiten auf dem Eise unsicher gemacht und entmutigt; weder das Zureden Josephs noch Reißen am Zügel vermochten das erschöpfte Tier wieder auf die Beine zu bringen. Lange genug hatte Belisar sich schon auf den Landstraßen abgerackert, in Staub und Schlamm, in Kälte und Hitze, in Regen und Sonnenschein, von der Last geschoben beim Herabfahren und aus allen Kräften ziehend, wenn es bergan ging; je nach der Jahreszeit, bald gut, bald schlecht genährt, gut, wenn das Gras in den Gräben lang und frisch war, schlecht, wenn es niedrig stand und die alten stumpfen Zähne nur mit knapper Not einige Hälmchen erwischen konnten. Belisar war müde, recht müde, und begehrte nichts, als zu ruhen, wäre auch die Ruhe mit dem Tode verbunden gewesen, wenigstens hätte dann die Qual für immer ein Ende gehabt. Den Kopf fest gegen die gefrorene Erde gedrückt, alle viere steif von sich streckend, schwer Atem holend, blieb das Pferd liegen mit der ruhigen Ergebung altgewordener Tiere, welche sich gegen das Schicksal nicht mehr sträuben.

Inzwischen waren alle um Belisar thätig, befreiten ihn vom Geschirr und ließen das Fuhrwerk etwas zurückrollen, damit er freie Bewegung habe. Allein der Gaul rührte und regte sich nicht.

„Armer, alter Belisar!“ sagte Marietta traurig, „er ist tot.“

„Er ist ein Faulenzer,“ antwortete Stanislaus, indem er nach der Peitsche Lachapelles griff, „ich werde ihm gleich auf die Beine helfen.“

„Du wirst ihn doch nicht schlagen?“ rief Zita, indem sie ihren Bruder am Arme zurückhielt.

„Das Schlagen ist überflüssig,“ meinte Theodor. „Es friert ihn nur an den Füßen, den armen Alten; wir müssen ihm Strümpfe anziehen.“

„Haben Sie noch das Herz, zu spotten?“ unterbrach ihn Frau Duchatellier, die alles ernst nahm.

„Ich spotte keineswegs. Als ich im vorigen Jahre im Kloster der irischen Schwestern arbeitete, konnten wir auf dem glatten Fußboden der Zimmer nicht gehen; da wickelten wir unsre Füße in wollene Lappen, und dann fielen wir nicht mehr. Auch die Hufe Belisars müssen in Wolle gesteckt werden.“

Er eilte fort, holte aus dem Wagen einen alten Teppich, zerschnitt denselben in vier Stücke, wickelte diese mit Hilfe Josephs und Stanislaus' um die Hufe des alten Gauls und band sie mit Schnüren fest.

„Du weißt, Alter, daß nichts die Füße besser wärmt als Socken; du kannst es mir glauben. Komm, steh auf!“

Aber Belisar rührte sich nicht. Obwohl ihn Lachapelle am Zaume schüttelte, blieb er steif ausgestreckt wie tot daliegen. Rings um ihn her schrieen alle anfeuernd: „Hü!“ Aber jeder sprach es mit einer andern, seinem Charakter angemessenen Betonung aus; Duchatellier mit edler Herablassung, seine Frau sanft, Theodor scherzend, Stanislaus wütend.

„Laßt doch Zita mit ihm reden,“ meinte Joseph. „Wenn er auf irgend jemand hört, so ist sie es; er thut alles, was sie will.“

Zita ergriff das Tier mit einer Hand am Zügel, mit der andern streichelte sie ihm den Kopf und schmeichelte ihm: „Komm, mein Belisar, steh auf! Du willst doch nicht hier liegen bleiben? du würdest erfrieren. Komm, mein alter Kamerad, komm!“

Der alte Kamerad schien zu verstehen, denn er erhob den Kopf, zog die steifen Beine unter den Leib zusammen, und sprang mit einem gewaltigen Ruck auf. Einen Augenblick schaute er verdutzt drein, dann schüttelte er sich kräftig und mit Behagen. Man legte ihm sein Geschirr wieder an, und nachdem er eingespannt war, setzte sich der Zug wieder in Marsch. Joseph und Zita blieben hinter dem zweiten Wagen, brauchten sich aber nicht sehr anzustrengen, denn jetzt, wo das Pferd, dank den Socken, fest auf dem Glatteis auftreten konnte, zog es wacker.

„Vieh und Menschen sind dir unterthan," sagte Joseph zu ihr. „Du brauchst nur zu sprechen, und du weckst Tote auf. Als ich dich vorhin so einschmeichelnd reden hörte, hätte ich an Belisars Platze sein mögen."

Sie lachte hell auf. „In welche Kategorie stellst du dich denn?"

„Natürlich in die der Tiere, das brauchst du gar nicht erst zu fragen."

Sie zuckte mit den Achseln und sagte ablenkend: „Sieh 'mal den Mond, ist er nicht wundervoll?"

„Du willst nicht, daß ich mit dir spreche!"

„Laß mich den Mond betrachten."

Er stieß einen Seufzer aus und schwieg.

Während der Zeit, da sie sich mit Belisar beschäftigt hatten, war der Mond hinter den Hügeln am blauen, wolkenlosen Himmel aufgestiegen. Sein Licht glitzerte auf dem Schnee, der noch stellenweise die Bergabhänge bedeckte, und zwischen den nackten Zweigen der großen Bäume hindurch ließen silberglänzende Fleckchen in der Ferne den Lauf eines Flusses erraten.

„Ist das nicht schön?" fragte Zita ihren Begleiter, indem sie mit der Hand in die Ferne wies.

„Wenn du es sagst —"

„Ich möchte es aber auch von dir hören."

„Ich wollte, ich könnte lieber zu dir sprechen von meiner . . .“

„Horch!“ unterbrach sie ihn.

In weiter Ferne hörte man ein rollendes Geräusch, das von jenseits der Marne herübertönte und dessen Schall von dem Walde, an dem sie eben vorbeizogen, im Echo zurückgeworfen wurde.

„Nun, was weiter,“ antwortete Joseph verdrießlich, „das ist ein Eisenbahnzug.“

„Ich weiß wohl. Aber nichtsdestoweniger ist dieses Echo sehr merkwürdig.“

„Wenn du es sagst.“

„Aber, was in der Welt interessiert dich nur?“

„Du, nur du, Zita! Ich sehe nur dich, und nichts in der Welt interessiert mich außer dir!“

„Aber das hast du mir schon hunderttausendmal gesagt.“

„Ich möchte es dir immer sagen.“

„Sieh einmal dort!“ unterbrach sie ihn.

„Was gibt's schon wieder?“

„Schau dorthin, nach den großen Bäumen dort unten!“

Es war die Laterne der heranbrausenden Lokomotive, deren rotes Licht blitzschnell zwischen den Zweigen dahinfuhr.

„Du willst mich also nicht hören!“ rief er, mehr traurig als zornig.

„Aber höre ich dich denn nicht immer an? Sage selbst, Joseph, ob das zu ertragen ist? In allen Stücken, die wir spielen, machst du mir Liebeserklärungen. Das muß so sein und ich nehme es dir nicht übel, da es ja nicht deine Schuld ist. Aber was nicht sein muß, ist, daß du, sobald wir allein sind, im Ernst jene Bühnenscherze wiederholst: ‚Denn die Liebe kocht in meinem Herzen, Fenella, und das Feuer strömt durch meine Adern wie geschmolzenes Blei!‘ Ich kenne es, dein geschmolzenes Blei!“

„Wie kannst du nur so scherzen?“

In diesem Augenblick rief Lachapelle herüber: „Joseph, hilf doch, fasse die Räder an, euer Belisar fängt schon wieder an, auszugleiten.“

Willig griff Joseph in die Speichen des einen Hinterrades und schob an dem Wagen, ohne das Gespräch fortzusetzen. Nur ganz leise murmelte er vor sich hin: „Ich kenne es, dein geschmolzenes Blei.“

Dank Belisars Socken ging die Fahrt indes ohne weiteren Zwischenfall von statten, und bald gewahrte man die im Dunkel der Nacht auftauchenden Lichter der ersten Häuser von Noisy.

Am Gitter des Parks wurde halt gemacht, um die Karawane zu ordnen. Da der Schnee aus der Hauptstraße weggefegt war, brauchte man die Pferde nicht mehr am Zügel zu führen, sondern konnte triumphartig in das Dorf einziehen, um durch den Pomp dieser Ceremonie die Aufmerksamkeit der Einwohner auf sich zu lenken.

An der Spitze des Zuges marschierte Theodor, die Trompete blasend; hinter ihm folgten, in effektvollen Zwischenräumen, die Mitglieder der Truppe, je zwei und zwei; den Schluß bildeten die beiden Komödiantenwagen.

Bei dem Schmettern der Trompete hatten sich die Hausthüren geöffnet. Die Jungen ließen ihr Abendessen im Stich und eilten, mit noch vollem Munde, auf die Straße: „Die Duchatelliers!“

Im Nu scharten sie sich um den Zug und folgten ihm.

„Ah, das ist ja Theodor! Guten Tag, Theodor! Guten Tag, Herr Duchatellier! Guten Tag, Joseph!“

Man schüttelte sich die Hände und die Kinder riefen immer wieder: „Hurra, die Duchatelliers, die Duchatelliers!“

Wenn die Merowinger-Könige dereinst in ihr Landhaus zu Noisy einzogen, konnten sie kaum freudiger begrüßt worden sein, als heute die Duchatelliers. Verhieß doch ihre Ankunft den Bewohnern von Noisy eine angenehme Zerstreuung und

Gelegenheit, herzlich zu lachen und sich auszuweinen. Und solche Gelegenheiten waren in dem kleinen, abgelegenen Dorfe so selten, daß man die dargebotenen Abwechselungen, gleichviel welcher Art, begierig ergriff. Die Hauptstraße, die dieses uralte Dorf durchschneidet, ist keine Verkehrsader, wie sie zwei lebhafte Städte verbindet, nein, sie führt nirgendwohin; zwar gehen zwei Eisenbahnlinien rechts und links an Noisy in einiger Entfernung vorüber, aber sie lassen das Dorf oben auf seinem hervorspringenden Hügel vereinsamt liegen. Nur vier Meilen, der Karte nach, von Paris entfernt, scheint Noisy, was das Kulturleben anlangt, mehr als fünfzig Meilen davon zu liegen, und doch verlangt die aus armen Ackersleuten und Kleinkrämern bestehende Bevölkerung um so lebhafter nach Unterhaltung, je mehr sie derselben entbehrt. Hieraus erklärt sich die Popularität der Truppe Duchatellier, die alljährlich während zwei oder drei Monaten ihr Hauptquartier in dem Orte aufschlug, um von hier aus die Nachbardörfer Chelles, Villiers, Neuilly und andre zu besuchen.

In der Nähe des Schlosses von Noisy, wo der Zug bald angelangt war, befindet sich das Gasthaus mit dem „Ballsaal“, der während der Anwesenheit der Truppe in ein Theater umgewandelt wurde. Hier, auf dem freien Platze vor dem Hause, machte man halt, schob die beiden Wagen zur Seite, führte die Pferde in den Stall, und dann zog das ganze männliche Personal, natürlich in Begleitung der lieben Dorfjugend, mit geräuschvoller Musik nach dem Marktplatze vor das Rathaus, um schon für morgen die erste Vorstellung anzukündigen. Im Nu hatte sich der Platz mit Neugierigen gefüllt, welche die Komödianten umstanden. Duchatellier hieß die Musik schweigen und begann mit weithin schallender Stimme:

„Einwohner von Noisy! Wir thun euch hiermit kund und zu wissen, daß das ‚Grrrroße Theater Duchatellier‘

seinen Einzug in eure Mauern gehalten hat. Morgen, Sonntag, abend um sieben Uhr, findet im Ballsaale des Herrn Marinier die erste grrroße Vorstellung statt. Dieselbe besteht aus folgenden Abteilungen: Erstens ‚Vor sechzehn Jahren,‘ Drama in drei Akten, das berühmteste Stück, das je auf den Pariser Theatern aufgeführt worden ist, dem Geschmack der Gegenwart angepaßt und zeitgemäß umgearbeitet von Herrn Duchatellier. Die Rolle des Grafen von Clairville wird dargestellt von Herrn Duchatellier, erstem Künstler bedeutender Pariser Bühnen; die Rolle Amaliens wird gegeben von Frau Duchatellier; diejenige Gérômes von Herrn Lachapelle, Mitglied der klassischen Comédie française; damit ist alles gesagt. Den Felix, einen ebenso interessanten wie unglücklichen jungen Mann, spielt Fräulein Zita, unvergleichlich in dieser Rolle. Musik!“

Die Musik spielte einige Takte. Dann fuhr Duchatellier in seiner Ansprache fort:

„Die übrigen Rollen haben die Herren Joseph, Theodor, Stanislaus und Fräulein Marietta gütigst übernommen. Als Vorspiel zu diesem Drama wird ‚Das Abendessen Madelons‘ gegeben, das lustigste Stück, das je über die Bretter eines Pariser Theaters ging, dargestellt von Herrn Duchatellier und Fräulein Zita. Letztgenannte hervorragende Künstlerin wird also nicht nur die Zuschauer auf das tiefste erschüttern, sondern auch den verdrießlichsten Griesgram in die heiterste Laune versetzen.“

Nach neuem Zwischenspiel der Musik fuhr der Redner fort: „Die Pausen wird Herr Theodor durch komische Lieder ausfüllen. Auf allgemeines Verlangen wird er —“

„Die Sage vom großen Teich!“ fielen die Straßenjungen im Chor ein.

Duchatellier grüßte bestätigend mit der Hand und wiederholte: „Wird er die Sage vom großen Teich singen. Nichts wird vernachlässigt, um diese grrroßartige Vorstellung außer-

ordentlich glanzvoll zu gestalten. Dekorationen, Coulissen und Kostüme sind durchaus neu und zum Stück passend. Meine Herrschaften, wir zählen auf die Ehre Ihrer Anwesenheit!"

Zweites Kapitel.

Unterdessen hatte Frau Duchatellier ihr Küchenamt, das sie beim Absteigen unterbrochen, wieder aufgenommen, allein, wie sie vorhergesehen, war das Zwiebelgericht verbrannt und das Feuer dann erloschen. Mit Hilfe Zitas wurde das Feuer wieder angezündet, aber es waren keine Zwiebeln mehr vorhanden.

„Wie wär's, wenn ich das Essen ohne Zwiebeln wärmte?" sagte Frau Duchatellier zu ihrer Tochter, die sie stets befragte, wenn sie, was übrigens von früh bis spät der Fall war, selbst zu keinem rechten Entschluß kommen konnte.

„Theodor wird murren."

„Er ist zu verwöhnt, ein zu großer Feinschmecker."

„Ja, gerade für Zwiebeln hat er eine Schwäche."

„Nun, da muß eben Marietta für zwei Sous holen."

„Sie hat sich fortgestohlen."

„Such' sie, Zita."

In der That hatte Marietta die Gewohnheit, sobald die Truppe in einem Orte angekommen war, schnell zu verschwinden; sie ging aber nicht allzu weit, nur zum Leihbibliothekar des Ortes, bei dem sie der Reihe nach alle Romane zu verschlingen pflegte, die im Feuilleton der kleinen Tagesblätter oder in den illustrierten Journalen erschienen, indem sie die Erzählung da aufnahm, wo dieselbe gerade stand, glücklich, wenn sie auch den Anfang schon kannte, aber

ohne sich dadurch beirren zu lassen, wenn ihre Einbildungskraft den Inhalt von dreißig bis vierzig bereits erschienenen Nummern hinzuerfinden mußte. In Noisy gab es keine eigentliche Buchhandlung, nur in einem Kellerladen verkaufte ein kleiner buckliger Mann neben Spielwaren, Papier, Pfefferkuchen, Bonbons, Stockfischen und sauren Heringen auch Zeitungen, die ihm der Frachtfuhrmann aus der nächsten Stadt mitbrachte. Solange die Truppe Duchatellier in Noisy weilte, war Marietta die treueste Kundin in diesem Laden; für die Freibillette, welche sie ihrem Freunde, dem kleinen Verwachsenen gab, ließ dieser sie alle seine Blätter lesen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie keins derselben aufschnitt. Hier also suchte Zita ihre Schwester auf und fand sie auch richtig, in ihre Lektüre vertieft, vor. Es war aber nicht leicht, Marietta von derselben loszureißen. Wie grausam auch, sie gerade in dem Augenblicke zu stören, wo in ihrer Erzählung der Kopf eines in Stücke geschnittenen Leichnams ausgegraben wurde, von welchem bereits ein Arm und ein Bein ans Tageslicht befördert waren!

„Merke wohl, was ich dir auftrage," sagte Frau Duchatellier zu Marietta, als die beiden Mädchen wieder in dem Räderhause angelangt waren. „Hole mir für zwei Sous Zwiebeln, ferner vom Kaufmann Permettez zwei Pfund Zucker und aus der Apotheke von Frau Legrand für drei Sous Pfefferminzessenz. Nimm das Fläschchen mit!"

„Geld!" sagte Marietta und streckte die Hand aus.

Frau Duchatellier wühlte in ihrer Tasche herum und zog eine Handvoll kupferner Sous hervor, unter welchen ein silberner halber Franken blinkte. Sie zählte nach und rechnete im ganzen fünfundzwanzig Sous heraus.

„Vierundzwanzig der Zucker, zwei die Zwiebeln und drei die Essenz, das macht neunundzwanzig, da fehlen mir vier Sous. Leih sie mir, Zita!"

„Ich habe nichts."

„Dann bezahlst du eben beim Kaufmann nicht," sagte Frau Duchatellier gleichmütig.

„Ich gehe nicht!" erwiderte Marietta entschlossen.

„Höre nur, wie deine Schwester mit mir spricht!" rief Frau Duchatellier ihrer älteren Tochter zu, gleichsam deren Beistand für ihre mißachtete mütterliche Autorität in Anspruch nehmend.

„Wir sind dem Permettez noch drei Franken und fünfzehn Sous vom vorigen Jahre her schuldig," sagte Marietta. „Wenn ich noch mehr von ihm borgen will, wird er mir ein saures Gesicht machen, und das mag ich nicht."

Und weinend wiederholte sie: „Ich gehe nicht, ich gehe nicht!"

„Sie hat recht," sagte Zita sanft.

„So? Und die Pastillen für morgen?" rief Frau Duchatellier. „Du nimmst sie wohl noch in Schutz?"

„Sie kauft einfach anstatt zwei nur ein Pfund Zucker; dann kann sie alles bezahlen, und die Pastillen werden zur Vorstellung morgen nicht fehlen."

Frau Duchatellier war vor ihrer Bühnenlaufbahn in einer Konditorei beschäftigt gewesen, wo sie die Kunst der Zuckerbäckerei erlernt hatte. Und so fabrizierte sie noch jetzt Pastillen und Malzbonbons, welche Marietta während der Zwischenakte im Saale verkaufte — „zu ihrem Taschengeld", wie sie zu sagen pflegte, in Wahrheit aber zum Vorteil der „Direktion", welche gar oft nur durch diese Extraeinnahme auf ihre Kosten kam. Man begreift also, wie wichtig es war, daß für morgen die Pastillen nicht fehlten, ebensosehr im Hinblick auf den Profit wie auf die Gewohnheit der Zuschauer; diese würden ihr „Großes Theater Duchatellier" nicht wiedererkannt haben, wenn ihnen „das magere Kätzchen" nicht wie früher die kleinen Näschereien angeboten hätte.

Während Marietta zum Krämer, Gemüsehändler und

in die Apotheke lief, bereiteten Frau Duchatellier und Zita das Abendessen, das bei der Rückkehr der Männer fertig sein mußte.

Jedermann kennt die Karreten der Jahrmarktkünstler und hat wohl schon im Vorbeigehen einen Blick in ihr Inneres gethan. Der Wagen der Duchatelliers war diesen Komödianten-Karreten äußerlich ganz ähnlich, unterschied sich jedoch in seinem Inneren wesentlich von ihnen. Kein hohes Bett mit einem Berge von Matratzen und Kissen befand sich in demselben, ebensowenig Tische und Stühle; mit Ausnahme eines Kochofens war überhaupt kein Möbel in diesem Raume, der gleichzeitig als Küche und als Eßzimmer diente, zu erblicken. Der Wagen war nämlich ungewöhnlich hoch, und so hingen Bett und Tisch untereinander ganz oben an der Decke, ohne die im Zimmer Verweilenden irgendwie zu belästigen. Zum Essen wurde der Tisch mittels eines Flaschenzuges — eines über eine Rolle laufenden Strickes — herabgelassen und man setzte sich auf zwei lange Koffer, die an den beiden Seitenwänden standen und Wäsche, Kostüme und Geschirr enthielten. Wollte man schlafen gehen, so wurde in gleicher Weise noch das Bett heruntergelassen; dasselbe bestand aus einer einzigen, sehr flachen Matratze, deren Federn nun fest auf dem Tische ruhten. Diese praktische Einrichtung hatte das Fuhrwerk von seinem früheren Besitzer, einem herumziehenden Zauberkünstler, erhalten.

Marietta beschleunigte ihre Einkäufe, um ihre Lektüre schnell wieder aufnehmen zu können. Nach kaum zehn Minuten hörte man sie schon wieder die Stufen des Komödiantenwagens heraufstürmen. Sie kam aber nicht allein. Neben ihren leichten, raschen Schritten vernahm man einen langsameren, schwereren. Ein großer, blonder junger Mann, in langer Leinwandbluse und weißer Schürze, mit bloßem Kopf, einen Bleistift hinter dem Ohr, trat mit Marietta in die Wagenthür. Das ganze Aeußere des jungen Mannes

verriet den Kleinkrämer, und in der That, es war der Krämer Permettez selbst.

„Guten Abend, Frau Duchatellier, guten Abend, Fräulein Zita!“ rief er. „Ich wollte Ihnen das Bestellte lieber selbst bringen und zu gleicher Zeit Ihre Aufträge für morgen entgegennehmen.“

Damit legte er zwei Päckchen auf den Kochherd nieder, eine große blaue Tüte, die offenbar den Zucker enthielt, und noch ein andres, in graues Papier eingewickeltes Paket.

Marietta hatte ihrer Mutter inzwischen die Zwiebeln und das Fläschchen mit der Pfefferminzessenz gegeben und war schleunigst wieder davongelaufen.

„Wir brauchen also zunächst Kaffee,“ fuhr Permettez fort, indem er den Bleistift hinter dem Ohre hervorzog, „ferner Schokolade, Oel, Senf und Salz. Was den Zucker betrifft, so haben Sie wohl an den drei Kilo, die ich mitgebracht habe, vorerst genug. Bitte, Frau Direktor, diktieren Sie mir gefälligst Ihre weiteren Wünsche!“

Man konnte unmöglich einschmeichelnder, gewinnender sprechen; und die entgegenkommenden Worte, in die Herr Permettez sein gefälliges Anerbieten kleidete, wurden noch durch seine ganze Haltung unterstützt: die ausgestreckten Hände, den vorgebeugten Oberkörper und ein verbindliches, liebenswürdiges Lächeln, das sein rosiges, glattrasiertes Gesicht verklärte.

Konnte Frau Duchatellier ein in solcher Weise vorgebrachtes Anerbieten ausschlagen? Nein, das war unmöglich! Sie machte daher eine umfangreiche Bestellung; hoffte sie doch auch, daß morgen die Abendkasse des Theaters das nötige Geld zur Begleichung des heutigen Kredits enthalten werde.

„Nunmehr,“ sagte Permettez, indem er seinen Bestellzettel in die Tasche steckte, „habe ich an Sie, Fräulein Zita, eine Bitte zu richten.“

Er löste die Schnur des zweiten Paketes und wickelte ein Paar schöne, mit Pelz besetzte Samtschuhe aus.

„Ich glaube im vorigen Winter bemerkt zu haben, daß Sie, als Sie die ‚blutige Nonne‘ spielten, an den Füßen froren, und da habe ich mir nun gedacht, ein Paar gute, warme Schuhe würden Ihnen lieb und angenehm sein. Ich bitte Sie unterthänigst, nehmen Sie mein Präsent als ein Zeichen meiner aufrichtigen Bewunderung an.“

„Sie sind zu liebenswürdig, Herr Permettez.“

„Das möchte ich gern sein. Andre verehren Blumen oder gar Diamanten, aber wir sind eben auf dem Lande.“

Nun, Zita war hier in Noisy froher über das praktische Geschenk ihres schüchternen Verehrers vom Lande, als manche Theaterdame in Paris über ein teures Blumenbouquet oder in Petersburg über einen Brillantenschmuck. Der galante Krämer hatte sich nicht getäuscht; Zita hatte im vorigen Jahre in den Pappdeckelschuhen wirklich furchtbar an den Füßen gefroren und empfand jetzt ein wahres Behagen bei dem Gedanken, in diesen schönen, wärmenden Schuhen die Bühne betreten zu können.

Sie wollte Herrn Permettez danken, aber er fiel ihr achtungsvoll in die Rede: „Bitte, bitte, an mir wird es sein, Ihnen zu danken, falls Sie mir gütigst gewähren, um was ich Sie — ich meine Ihre Eltern, Herrn und Frau Direktor — ersuchen wollte.“

„Mich?“ fragte Frau Duchatellier erstaunt und hörte auf, das in der Kasserolle schmorende Zwiebelgericht umzurühren.

„Werden Sie,“ nahm Permettez wieder das Wort, „während Ihres Hierseins das ‚Abendessen Madelons‘ aufführen?“

„Morgen schon.“

„Nun, da möchte ich Sie bitten, mich den Korporal spielen zu lassen.“

„Sie, Herr Permettez?“ rief Zita mit mühsam verhaltenem Lachen. „Sie wollen . . .“

„Mein Gott, ja, Fräulein! Ich würde stolz darauf sein, und wenn ich es gestehen darf, es ist schon längst mein höchster Wunsch. Als ich noch Diener bei dem Schauspieler Corcelet war, habe ich ihn wohl mehr als zwanzigmal im Palais-Royal-Theater das ‚Abendessen Madelons‘ spielen sehen, und ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß ich die Rolle genau studierte. Ich habe so eine Art, ‚Stillgestanden!‘ zu sagen, welche Sie gewiß befriedigen würde.“

Bei diesem „Stillgestanden!“ lachten Frau Duchatellier und Zita laut auf.

„Nicht wahr, das ist komisch?“ meinte Permettez, der sich im Geiste schon ganz als Schauspieler fühlte und das Lachen seiner Zuhörerinnen als wohlverdienten Beifall ansah.

„Ja, sehr komisch!“

Er warf sich selbstbewußt in die Brust, aber doch mit einer dem Debütanten geziemenden Bescheidenheit: „Und dann mein Schlußcouplet, das müssen Sie hören! Ich werde es Ihnen 'mal vorsingen:

‚Ja, unser Stück, das ist nun aus,
Und alle Gäste gehn nach Haus,
Doch geben sie uns wohl die Ehr'
Schon morgen ihrer Wiederkehr.‘“

„Bravo, bravo!“ rief Zita, die vor Lachen fast erstickte.

„Nicht wahr, nicht übel? Freilich wird das Publikum nicht so gut wie Sie erfassen, was ich in die Worte ‚Doch geben sie uns wohl die Ehr'‘ alles hineinlege, aber gleichwohl, ich zweifle nicht, ich werde Furore machen, ich werde das Publikum hinreißen.“

„Ohne Zweifel,“ sagte Zita schalkhaft. „Sie werden hinreißend spielen.“

„Ach, wie glücklich macht mich das, wenn Sie so sprechen, Sie, die Sie ein so großes Talent besitzen! Aber glauben Sie, daß auch Herr Duchatellier meinen Wunsch erfüllt?"

„Er wird bald zurückkommen, sprechen Sie selbst mit ihm!"

„Und ich darf hoffen, daß Sie ein gutes Wort für mich einlegen?"

„O, ganz sicher!" antwortete Frau Duchatellier würdevoll; sie zweifelte keinen Augenblick an der Zustimmung ihres Mannes.

„Wenn man Sie erst einmal gesehen hat, werden Sie stets volle Häuser erzielen," fügte Zita hinzu, die noch immer das Ganze als Scherz aufnahm.

„Gut, ich werde warten, bis Herr Duchatellier zurückkehrt," sagte Permettez voll Selbstgefühl, und setzte sich auf eine Seitenbank des Wagens neben Zita, die mit großen Stichen ein Kostüm nähte. Hier aber schwieg er mit verlegener Miene, wie ein Mensch, der etwas auf dem Herzen hat und doch nicht zu sprechen wagt.

Permettez saß eine Zeitlang stumm und mit niedergeschlagenen Augen neben Zita; endlich entschloß er sich, aufzublicken, und sagte errötend zu ihr: „Meinen Sie nicht, daß es zweckmäßig wäre, diese Schuhe anzuprobieren? Ich glaube sie zwar nach Ihrem Fuße gewählt zu haben, aber wenn sie dennoch nicht passen sollten, möchte ich sie umtauschen."

Zita begab sich in die andre Abteilung des Wagens, und kaum hatte sie die Thüre hinter sich geschlossen, als Permettez sich lebhaft Frau Duchatellier näherte.

„Ich wollte Fräulein Zita nur entfernen, um Ihnen eine ernste Angelegenheit vorzutragen," flüsterte er so leise, daß Zita ihn durch die dünne Bretterwand nicht hören konnte. „Das war nur ein Vorwand." Und dabei zwinkerte er listig mit dem Auge.

„Mit zwei Worten: Ich liebe Fräulein Zita und bitte Sie um ihre Hand.“

„Sie, Herr Permettez?“ rief Frau Duchatellier verwundert aus, ohne darauf zu achten, daß Zita nichts hören sollte.

„Pst! Lassen Sie uns leise sprechen. Ich habe meinen Laden, außerdem ein Gut, das mir ein Onkel hinterlassen hat; alles zusammen ist über vierzigtausend Franken wert. Das bringe ich mit. Wenn es meiner Frau in Noisy nicht gefällt, so werden wir uns in Paris, in einem eleganten Stadtviertel, niederlassen, wo sie will.“

„Ihre Frau! Ich weiß ja aber gar nicht, ob meine Tochter . . .“

„Mich nehmen will. Ich weiß es ebensowenig, und gerade deshalb habe ich darum gebeten, eine Rolle im ‚Abendessen Madelons‘ spielen zu dürfen. Ich habe dies Mittel ausfindig gemacht, mich ihr geschickt zu nähern und ihr Gelegenheit zu geben, mich kennen zu lernen. Auf diese Weise werden wir häufiger miteinander verkehren, und ich hoffe ihr bei näherer Bekanntschaft nicht zu mißfallen. Ich liebe sie schon seit dem vorigen Jahre. Sie sehen also, mein Vorsatz ist ein wohlüberlegter.“

Jetzt öffnete sich die Thür wieder, und seine vertraulichen Mitteilungen hatten damit ein Ende.

„Sehen Sie einmal,“ sagte Zita, indem sie den Fuß kokett vorstreckte, „sie könnten nicht besser passen, wenn ich mir sie selbst ausgesucht hätte.“

In der That paßten die Schuhe wie angegossen auf das reizende, wohlgeformte, geschmeidige Füßchen, dessen feine Formen sie hervortreten ließen.

„Sie sind so hübsch, daß ich sie gleich morgen als Madelon tragen werde. Freilich passen Pelzschuhe nicht recht in den Hochsommer des Stückes, aber was liegt daran? Wer wird's merken, und ich habe wenigstens warme Füße.“

„Ich werde es sicher nicht merken," sagte Permettez gerührt und stolz.

Jetzt vernahm man schwere Schritte am Eingang des Wagens und es wurde an die Glasthür geklopft.

„Macht auf!" ließ sich die Stimme Lachapelles vernehmen. Zita öffnete rasch und Lachapelle trat ein, nicht bloß mit seiner Pauke beladen, sondern auch mit der Trommel Josephs, den Zimbeln Duchatelliers, der Trompete Theodors und der Klappenpfeife des Stanislaus. Er hatte also das ganze Orchester auf dem Arme.

„Was gibt es denn?" fragte Frau Duchatellier.

„Wir sind dem Hochzeitszuge eines jungen Bauern begegnet; sie feiern nun schon den dritten Tag und haben uns zum Essen und zum Ball eingeladen. Natürlich haben wir angenommen; da aber Gastmähler und Bälle nicht mehr für meine Jahre taugen, so habe ich mich davongemacht und die Instrumente mitgenommen."

Schon mehr als einmal hatte die Truppe Duchatelliers während ihres Aufenthalts in Noisy solche Einladungen erhalten und an Hochzeitsmahlen teilgenommen, bei denen sie ihre Zehrung mit Liedern bezahlen mußte. Mit Stolz erzählte man später, wie man von Theodor beim Schmause die „Legende vom großen Teich" oder den „alten Vagabunden" gehört habe. Für die Bauernmädchen war es eine nicht minder ehrenvolle Erinnerung, wenn sie mit Joseph getanzt hatten.

Permettez, der jetzt seinen ferneren Aufenthalt für zwecklos hielt, bat Frau Duchatellier, sein Gesuch wegen der Rolle des Korporals dem Herrn „Direktor" zu unterbreiten, und zog sich zurück. Zita verließ mit ihm den Wagen, um ihre Schwester nochmals von dem kleinen Verwachsenen zu holen.

Als Zita wieder zum Komödiantenwagen zurückkam, war der Tisch von der Decke herabgelassen und ruhte auf

seinen Füßen. Vater Lachapelle stand gerade im Begriff, ihn zu decken, wobei er ein Tafellied aus einer alten Operette sang.

Frau Duchatellier saß bei Tische stets zunächst am Kochofen, damit sie nur die Hand auszustrecken brauchte, um das Gericht aufzutragen; neben ihr saß Zita, ihr gegenüber Lachapelle.

„Also dieser junge Krämer,“ sagte er, indem er Brot schnitt, „hegt den Ehrgeiz, Komödie spielen zu wollen.“

„Und ich versichere Sie,“ antwortete Zita lachend, „er spricht sein ‚Stillgestanden!‘ in einer Weise, daß der Erfolg nicht ausbleiben kann.“

„Sein Ehrgeiz erstreckt sich noch viel weiter,“ unterbrach sie Frau Duchatellier.

„So? Worauf denn noch?“

„Unter anderm darauf, dich zu heiraten.“

„Mich heiraten? Permettez?“

„Er hat in aller Form bei mir um dich angehalten, und gerade um dir zu gefallen oder wenigstens sich dir nähern zu können, wünscht er den Korporal im ‚Abendessen Madelons‘ zu spielen.“

„Aber,“ rief Zita lachend, „das ist ja noch drolliger als sein ‚Stillgestanden!‘“

„Sein Gesuch ist ganz ernst gemeint; er hat vierzigtausend Franken, und wenn du nicht in Noisy bleiben willst, so ist er bereit, nach Paris zu ziehen, überhaupt wohin du willst.“

„Ich — die Frau eines Spezereikrämers!“

„Je nun, er hat vierzigtausend Franken.“

Zita warf ihrer Mutter einen erstaunten Blick zu und wandte sich dann zu Lachapelle: „Und Sie, Vater Lachapelle, was sagen Sie dazu?“

Er zögerte einen Augenblick und schien verlegen.

„Sie antworten nicht?“

„Je nun . . . mein Kind . . . vierzigtausend Franken . . .“

„Demnach meint ihr, Mama und auch Sie, Vater Lachapelle, daß ich Permettez nehmen soll?“

„Eine sichere Existenz ist immer ein fester Halt!“ sagte Frau Duchatellier, welche die Bedrängnisse eines unstäten Lebens aus bittrer Erfahrung kannte.

„Nun denn,“ rief Zita lachend, „erlaubt mir anderer Meinung zu sein. Ich weiß noch nicht, ob ich mich je verheiraten werde, aber sollte es je geschehen, so nehme ich nur einen Fürsten oder einen reichen Bankier, und nur einen solchen, den ich leidenschaftlich liebe, zum Mann. Das habe ich mir fest vorgenommen. Wenn ich je das Theater verlasse, so muß mir die Ehe alle Träume verwirklichen, die ich in meinen Rollen durchlebt habe. In den ‚Söhnen Eduards‘ werde ich demnächst Königin sein, fünfzigmal bin ich Prinzessin, Fee, Genius gewesen und habe nicht Lust, mit achtzehn Jahren hinter dem Ladentisch die Spezereihändlerin zu spielen. Ich weiß wohl, es ist sehr unwahrscheinlich, daß mein geträumter Fürst nach unserm Dorfe kommt, um mich zu holen, auch daß ein Pariser Bankier die Straße nach Noisy einschlägt. Nun, dann bleibe ich eben erste Liebhaberin des ‚Großen Theaters Duchatellier‘, das sagt mir mehr zu, als Frau Permettez zu werden!“

Das Gesicht Lachapelles hatte sich, während sie sprach, immer mehr verklärt. Als sie geendet, stand er auf, ging auf sie zu und küßte sie auf die Stirn.

„Mein liebes Kind,“ rief er gerührt, während ihm die Thränen über sein runzliges Gesicht hinabflossen. „Wie glücklich bin ich, dich so sprechen zu hören. Zwar hast du mir einen Augenblick Angst gemacht —“

„Aber die vierzigtausend Franken?“

„Ich durfte dich doch nicht in meinem Sinne beeinflussen, sondern mußte dich zuvor ein Wort des erfahrenen Alters hören lassen. Glücklicherweise bist du, braves Mädchen,

deiner eignen Eingebung gefolgt! Deine Mutter hatte recht, dir zu sagen, daß eine sichere Existenz ein gar starker Halt im Leben sei, aber das ist doch nicht alles. Ich bin jetzt zweiundsiebzig Jahre alt, und soweit ich zurückdenken kann, war mein Einkommen in dieser langen Zeit keinen Monat ein gesichertes. Ich habe gearbeitet, ohne je zu wissen, wovon ich am folgenden Tage leben würde, und wenn ihr jetzt mich verließet oder ich euch, so bliebe mir nichts übrig, als im Chausseegraben zu verenden, wie der ‚alte Vagabund‘. Und doch, ich bereue nichts, und wenn mein Leben noch einmal von vorn anfinge, so thäte ich dasselbe wieder, was ich gethan habe. Ich bliebe dem treu, was ich liebe, und würde für Geld weder meine Freiheit, noch meine Ideen, noch meine Ueberzeugung, noch meine Neigungen verkaufen. Denn, siehst du, meine kleine Zita, nicht das Talent macht den Künstler aus, sondern die Liebe zur Kunst; man kann das größte Talent haben und doch kein Künstler sein; man kann heutzutage Künstler sein ohne das geringste Talent. Glücklicherweise bist du, mein Kind, doppelt Künstlerin, da du beides besitzest: Talent und Liebe zur Kunst. Du kannst unbesorgt sein, du wirst nicht immer erste Liebhaberin des Theaters Duchatellier bleiben, sondern dereinst als Stern ersten Ranges an Frankreichs berühmtesten Theater, dem Théâtre français glänzen.“

Diese Rede hatte Lachapelle stehend gehalten, mit Feuer, hingerissen durch seine Rührung. Jetzt setzte er sich wieder auf die Bank, hielt Frau Duchatellier seinen Teller hin und sagte mit gutmütigem Lächeln: „Bitte noch um ein Stückchen Rindfleisch mit recht viel Zwiebeln, und nimm es nicht übel, was ich da alles durcheinander geredet. Ich sprach ja, nachdem Zita sich schon entschieden hatte, und da ist mir eben die Zunge mit dem Herzen durchgegangen.“

„Und der Fürst? Und der Bankier?“ fragte Zita schnell, um die Antwort ihrer Mutter abzuschneiden, die, wie sie

vorhersehen konnte, nicht gerade angenehm für Papa Lachapelle ausgefallen wäre.

„In meinem Alter hegt man keine Träume mehr,“ sagte der greise Komödiant. „Ich sehe in deiner Zukunft weder den Fürsten, noch den Bankier, wohl aber sehe ich dein Talent, das nichts Geträumtes, sondern etwas Wirkliches ist und dereinst, wenn du arbeitest, sich strahlend entfalten wird.“

„Sie wissen, daß ich sehr gern arbeite.“

„Gut, da wollen wir gleich heute abend noch, da wir gerade allein sind, unsre große Szene aus den ‚Söhnen Eduards‘ wiederholen. Willst du?“

„Mein Gott, Lachapelle, du bist wirklich schrecklich mit deinen ‚Söhnen Eduards‘,“ rief Frau Duchatellier dazwischen. „Welche Idee, uns in Noisy ein Trauerspiel aufführen zu lassen und mich zu zwingen, daß ich alle Verse in der Rolle der Elisabeth wieder auswendig lerne! Ich werde sie in meinem Leben nicht behalten! Sind wir Schauspieler, die eine Tragödie geben können? Allenfalls du, der am Odeon engagiert war und die berühmte Rachel auf ihren Rundreisen begleitet hat.“

„Es handelt sich nicht um uns, sondern um Zita. Wenn ich der Kleinen nicht das richtige Versesprechen beibringe, wie soll sie die große Schauspielerin werden, als welche sie mir im Geiste vorschwebt? Wie viele talentvolle Bühnenkünstlerinnen sind schon mit dem gewöhnlichen Repertoir zu einem gewissen Rufe gelangt, aber an dem Abende, wo sie sich an Verse heranwagten, kläglich gescheitert! Nun, das soll Zita nicht widerfahren, ihr soll jene Niederlage erspart bleiben; sie wird es verstehen, zu weinen, ohne Verzerrungen, edel und stolz zu sein, ohne lächerliche Gespreiztheit, pathetisch zu reden, ohne vulgären Schwulst, zu rühren mit Würde — und was trotz der besten Anlagen erlernt werden muß, sie wird es verstehen, Verse melodisch und mit vollem Klange

zu sprechen. Da sie nun einmal nicht die Ausbildung des Konservatoriums genießen kann, so laß wenigstens mich, soweit meine Kräfte reichen, dieselbe ersetzen."

War Vater Lachapelle einmal auf die Ausbildung im Konservatorium gekommen, so war es nicht leicht, ihn von diesem seinem Steckenpferde herunterzubringen. Er hatte jene Schule genossen, und wenn er durch sie auch nur befähigt worden war, kleine Rollen am Odeon, der zweiten Nationalbühne, zu spielen, so lag dies, das gestand er ehrlich ein, nur an seinem schwachen Talent, das ihm versagte, sich so ganz in die Person, die er darstellen sollte, zu versenken. Er blieb in jeder Rolle eben — Lachapelle. So erzählte er treuherzig und war noch lange nicht fertig, als man mit dem bescheidenen Mahl zu Ende war.

„Und Marietta kommt noch immer nicht!" seufzte Frau Duchatellier.

„Sei der Kleinen nicht böse," sagte der Alte, „mag sie ihre Einbildungskraft in der Lektüre verbrauchen, denn irgendwo muß sie sie doch unterbringen."

„Man kann sie anderwärts besser verwenden," versetzte Zita.

„Und wo lebt deine Phantasie?"

„Hier" — sie hob die Hand an die Stirn — „und da" — sie legte die Hand aufs Herz.

„Willst du wohl schweigen!" rief der Alte, „laß uns lieber die ‚Söhne Eduards' einüben."

Zita zündete ein Licht an und sie begaben sich in die andre Abteilung des Wagens. Noch war der Leuchter nicht an der Wand festgehakt, als Lachapelle bereits, mit gehobener Schulter und zur Seite geneigtem Halse den Buckel Glocesters nachahmend, begann:

„Wird dieses Kind mein Sklav', wird's mein Gebieter werden?"

Zita, die den Eduard spielte, fiel sofort ein und so

wurde die Szene fortgesetzt, fast bei jedem Verse unterbrochen durch Lachapelles Kritik oder Beifall. Oft rief er: „Bravo, mein Kind, bravo, vortrefflich!“

„Nein, es ist nicht einmal leidlich gut!“ erwiderte sie. „Diese gewundenen, geschraubten Verse werde ich niemals ordentlich vortragen lernen. Wie viel lieber wiederholte ich die Szene aus der ‚Iphigenie!‘“

„Aber, liebes Kind, wir können doch nicht ‚Iphigenie‘ in Noisy spielen! Kannst du dir Joseph als Achilles denken?“

„Aber jetzt, wo wir bloß üben?“

„Nun denn los!“

Sie begann:

„. . . . . . Mein Vater!
Beruhigt Euch; nicht seid Ihr von Verrat bedroht,
Befehlet nur und schnell vollbracht wird das Gebot;
Ja, ein gehorsam Opfer, werd' ich willig beugen
Mein schuldlos Haupt vor Kalchas' Stahl.“

„Gebe der Himmel,“ rief Lachapelle, der ihr mit gefalteten Händen bewundernd zugehört hatte, „daß ich dich einmal auf einer wahren Bühne höre! Noch niemals hat jemand so wie du jetzt ‚mein schuldlos Haupt‘ gesagt, mit dieser Anmut, dieser Rührung, dieser Ergebung. Wenn ich dich einst so hören könnte, würde ich zufrieden sterben, denn ich hätte der Kunst eine große Tragödin gegeben!“

In dieser Bewunderung lag mehr als der Stolz eines auf den Zögling eitlen Lehrers; sie kam aus vollem Herzen, denn mit ihren schönen, großen, kummervollen Augen, ihren reinen Gesichtszügen, ihrer jungfräulichen Haltung, ihrer sanften, feierlichen Stimme schien Zita wirklich das schuldlose Opfer des Dichters zu sein, wie es etwa ein griechischer Bildhauer dargestellt hätte.

Drittes Kapitel.

Obwohl die Truppe vom Hochzeitsball des jungen Bauern erst spät in der Nacht heimkehrte, so waren doch schon bei Tagesanbruch alle Männer an der Arbeit, das Theater im Ballsaale des Gasthofes auf Gerüsten aufzubauen und die Coulissen und die „zum Stücke passenden" Dekorationen anzubringen. Es war eine mühselige Arbeit, die einen ganzen Tag in Anspruch nahm. Glücklicherweise wurde sie durch die besondre Befähigung Josephs und Theodors, die früher Bauhandwerker gewesen waren, wesentlich erleichtert. Joseph war von Profession Tischler, Theodor Maler. In einem geschäftslosen Jahre hatte Theodor, der seit seiner frühen Jugend von morgens bis abends auf seinen Leitern und Gerüsten Lieder trällerte, sein Gesangstalent zu verwerten gesucht und sich von Duchatellier engagieren lassen. Er debütierte mit Erfolg. Joseph war aus dem Militärdienst nach der Heimat zurückgekehrt und im Begriff sein Handwerk wieder aufzunehmen, da sah er Zita und es war um ihn geschehen. Er wurde aus Liebe zu ihr Schauspieler und blieb ein getreues Mitglied des „Theater Duchatellier", um in Zitas Nähe zu leben, sie zu hören, sie zu sehen und ihr auf der Bühne sagen zu können, was er außerhalb der Coulissen verschweigen mußte.

Bei den Proben neuer Stücke waren Duchatellier und Lachapelle die Leiter; der erstere als Direktor, der andre als Regisseur. Galt es aber, die Bühne aufzuschlagen, so waren Joseph und Theodor die Hauptpersonen; ihren durch Hammerschläge verkündeten Geboten wurde unbedingt Folge geleistet.

Wenn solche Jahrmarktsbühnen im Freien errichtet werden, macht ihre Aufstellung nur geringe Mühe; müssen sie dagegen, wie das Theater Duchatellier, den Dimensionen

eines geschlossenen Saales angepaßt werden, so stellt sich die Sache schwieriger; bald muß der Bau größer, bald kleiner konstruiert werden, je nach den Anforderungen des zur Verfügung stehenden Raumes. In Noisy war der Ballsaal so geräumig, daß das mitgebrachte Material nicht ausreichte. Man ergänzte es daher, indem man von Herrn Marinier, dem Besitzer des Gasthofes, der nebenbei auch Maurermeister war, allerlei Gerüste borgte. Freilich paßten diese rohen, mit Gips und Mörtel bestrichenen Planken durchaus nicht zu den alten Brettern, allein das Publikum von Noisy nahm das ja nicht so genau; wenn es nur eine große Bühne vor sich hatte, auf welcher die Künstler sich recht dramatisch bewegen konnten — das genügte.

Der Oberleiter des Ganzen war Joseph, der gleichzeitig den Baumeister und den Werkführer spielte und das gesamte männliche Personal der Truppe emsig arbeiten ließ, selbst Duchatellier, „den Direktor", nicht ausgeschlossen; nur war dieser an solche körperliche Anstrengung nicht recht gewöhnt; der Schweiß rann ihm über die Wangen, und jedesmal, wenn er sich bücken und eine Planke von ihren Gipsflecken reinigen mußte, ging ihm der Atem aus. Dann machte man eine Pause und alle verfügten sich nach dem zinnbeschlagenen Tische des Gastwirts, um sich zu stärken.

Während einer solchen Pause trat Permettez ein und brachte sein sonderbares Anliegen bei Duchatellier vor. In ermutigend herablassender Weise mit ihm anstoßend, antwortete er ihm, er wisse die hohe Ehre zu schätzen, daß sich ein so ... so ... — er suchte vergeblich nach einem recht volltönenden Eigenschaftswort — ... ein so distinguierter junger Mann, wie es Herr Permettez sei, der französischen Bühne widmen wolle. Dann drückte er ihm die Hand und sagte, indem er sich in die Brust warf, selbstbewußt: „Von nun an werden Sie das Glück haben, mich in der Nähe zu sehen."

Ihn zu sehen — gleichviel ob in der Nähe oder aus der Ferne, von vorn oder von der Seite, im „Abendessen Madelons“ oder in „Lazarus, der Hirt“ — Duchatellier konnte sich nicht vorstellen, daß es ein größeres Glück für einen Sterblichen gäbe. Ja, er war fähig zu sagen: „Sie haben Rossi, Booth, Lemaître als Kean gesehen, gut, aber haben Sie mich gesehen?“ Nicht er war es, der die Orte sah, die er bereiste, nein, die Orte sahen ihn: „Lagny,“ pflegte er zu sagen, „hat mich in ‚Don Cäsar‘ gesehen, Coulommiers in ‚Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers!‘“ Und wenn er das mit der Gebärde sagte, welche nach dem Theaterbrauche die Bescheidenheit ausdrückt: mit gesenkten Augen, halb geneigtem Kopf, die Hände abwehrend nach vorwärts gestreckt — so war er fest davon überzeugt, daß die Einwohner von Lagny oder Coulommiers sich einen höheren Kunstgenuß überhaupt nicht denken könnten.

Als man wieder in den Ballsaal zurückkehrte, traf man Zita, welche nachschaute, wieweit die Arbeit vorgeschritten sei. Schon am frühen Morgen hatte sie ihre hübschen Schuhe angezogen, von denen sie sogar in der Nacht geträumt hatte, und stolz schritt sie jetzt in denselben einher, indem sie den Fuß ein wenig vorstreckte und sich niederbückte, um das herrliche Präsent zu bewundern.

Joseph, der kein Auge von Zita verlor, bemerkte es und sagte zu ihr herantretend: „Ei, sieh 'mal, was du für hübsche Schuhe hast!“

„Nicht wahr? Wie kleiden sie mich denn?“

„Vortrefflich! Und weißt du, ich habe bisher noch gar nicht bemerkt, daß du einen so feinen, reizenden Fuß hast. Hast du die Schuhe hier gekauft?“

„Nein. Herr Permettez hat mir sie gestern abend geschenkt.“

„Wie? Herr Permettez schenkt dir Schuhe?“ rief Joseph. „Und du — du nimmst sie an? Was soll das heißen?

Kaum bist du in Noisy angekommen und schon besucht er dich!"

„Sei doch vernünftig, Joseph," antwortete sie mit den Achseln zuckend.

Aber Joseph konnte oder wollte nicht vernünftig sein; er folgte seinem Gedankengange weiter und ließ sich immer mehr von seiner Eifersucht hinreißen: „Aha, jetzt merke ich! Um sich dir zu nähern, will er den Korporal spielen!"

„Der und spielen!" antwortete sie lächelnd. „Ich sage dir, er hat eine Manier, ‚Stillgestanden!' zu kommandieren, die äußerst drollig ist."

Allein Joseph war nicht mehr im stande, zu unterscheiden, ob sie ironisch oder im Ernste sprach.

„So? Du findest ihn drollig?" rief er. „Und wohl auch schön, nicht wahr? Und geistreich und reizend? Warum sagst du es nicht offen?"

„Du bist unerträglich."

„He, Joseph!" rief Duchatellier, „komm hierher!"

„Ich arbeite nicht mehr!" antwortete er wütend.

„Wieso? Was willst du damit sagen?"

Joseph ging zu Duchatellier. „Sind Sie entschlossen, dem Krämer die Rolle des Korporals zu geben?" fragte er ihn zähneknirschend.

„Warum nicht? Wenn es dem Burschen Vergnügen macht!"

„Schön! Dann beantworten Sie mir die Frage: Bin ich noch Mitglied Ihrer Truppe oder nicht?"

„Was redest du da für dummes Zeug?" entgegnete Duchatellier verblüfft.

„Ich rede kein dummes Zeug, sondern ich erkläre Ihnen, daß ich meine Entlassung nehme, wenn der Krämer heute abend spielt."

Alle standen regungslos da und starrten ihn verwundert an.

Zita, die ihm gefolgt war, ergriff ihn am Arme und drehte ihn herum.

„Komm einen Augenblick beiseite, ich will dir etwas sagen,“ flüsterte sie ihm zu und wies auf die zum Saale führende Thür.

Er zögerte, aber sie drückte ihm sanft den Arm und sofort folgte er ihr mit gesenktem Kopfe.

„Sei doch vernünftig, Joseph! Sieh, wenn ich deine Frau wäre, was würdest du da erst sagen?“

„Nichts, denn dann würdest du mich lieben und ich hätte Vertrauen zu dir; aber du bist nicht meine Frau. Du liebst mich nicht, du handelst nicht recht gegen mich.“

„Doch, ich handle nicht unrecht. Deine Vermutung, Herr Permettez wolle sich mir nähern, war ganz richtig. Er will sogar mehr als das.“

Joseph machte einen Schritt nach der Thür. „Das werde ich ihm besorgen!“

„Was fällt dir ein? Bist du etwa mein Vater oder mein Bruder? Herr Permettez will mich heiraten.“

Joseph hatte gewöhnlich schon eine fahle Gesichtsfarbe, in diesem Augenblick aber wurden seine Züge leichenblaß; er griff mit den Händen nach seinem Kopfe und flüsterte nur: „O mein Gott!“

Zita legte ihm die Hand auf die Schulter: „Glaubst du, ich erzähle dir das alles, um dich zu quälen? Wie schlecht kennst du mich!“

„Nun, wozu sonst?“

„Eigentlich sollte ich dich noch weiter quälen, dich dafür bestrafen, daß du mich für fähig hältst, die Hand eines Permettez anzunehmen.“

„Ach, Zita, ist das wahr? Meine kleine, süße Zita!“ rief er mit freudiger Aufregung.

„Und willst du jetzt noch immer deine Entlassung nehmen?“ fragte sie, etwas spöttisch lächelnd.

Statt jeder Antwort lief er an das Gerüst der Bühne, sprang hinauf und nahm singend seine Arbeit wieder auf, während Zita in den Wagen zurückkehrte, um ihrer Mutter bei der Zubereitung des Frühstücks behilflich zu sein, denn Marietta war längst wieder zu ihrem Freunde, dem kleinen Verwachsenen entschlüpft, um die gestern begonnene Romanlektüre fortzusetzen.

Gewöhnlich beschäftigte sich Zita nicht mit der Küche, denn Duchatellier, der, gleich Lachapelle, an ihre künstlerische Zukunft glaubte — war sie doch seine Tochter! — wollte nicht, daß sie in niedrigen Hantierungen, wie er sagte, die Feinheit ihrer Hände verderbe. Allein da Frau Duchatellier jeden Sonntag zur Messe ging, so mußte doch während ihrer Abwesenheit jemand das Mittagessen für die Truppe kochen. Das that an solchen Tagen Zita, wobei ihr Lachapelle und Joseph, wenn sie nichts Wichtigeres zu thun hatten, hilfreich zur Seite standen.

Die Frömmigkeit der Frau „Direktorin" erschien übrigens auf den ersten Blick recht absonderlich.

Eine Komödiantin in der Messe! Was haben solche Leute mit der Kirche zu schaffen? Aber Frau Duchatellier war eben keine Komödiantin in dem schlechten Sinne des Wortes, im Gegenteil, sie glich in ihrer Einfachheit und Schüchternheit ganz einer ehrsamen Bürgersfrau. Nicht aus Liebe zur Kunst und ebensowenig durch zufällige Kameradschaft hatte sie sich im Alter von fünfundzwanzig Jahren mit einem jungen ersten Liebhaber einer der Vorstadtbühnen des Montmartre verheiratet, sondern einfach aus Liebe. Und aus Liebe zu ihrem Manne war sie auch Schauspielerin geworden, ohne darum aufzuhören, die ehrbare Bürgersfrau zu bleiben, die sie durch ihr Naturell und ihre Erziehung geworden war. Als sie achtzehn Jahre alt war, starb ihr Vater, ein kleiner Landadliger, der sich durch Prozesse ruiniert hatte und kein Vermögen hinterließ. Das elternlose Mädchen, das ganz

allein in dem großen Paris stand, ging in eine Schokoladenfabrik, verdiente sich redlich ihr Brot und schaffte sich hier durch ihre Pünktlichkeit und ihren Eifer bald eine geachtete und gesicherte Stellung. Sie wohnte in der Vorstadt Montmartre, und da sie weder Freunde noch Verwandte hatte und allein nicht spazieren zu gehen wagte, so schloß sie sich zwei alten Jungfern, die neben ihr wohnten, an. Mit ihnen besuchte sie regelmäßig des Sonntags nachmittags die Kirche und abends das Theater. An jedem Sonntag, gleichviel in welchem Wetter, sah man die drei Freundinnen schon lange vor Kassenöffnung am Eingang des Theaters, jede trug einen Klappstuhl und hatte ihr Abendessen, in Papier eingewickelt, in der Tasche; geduldig warteten sie unter ihren Sonnenschirmen oder, wenn es regnete, unter ihren Regenschirmen, bis die Kasse geöffnet wurde und sie sich ihre gewohnten Plätze, die sie gewissermaßen als ihr Eigentum ansahen, sicherten.

Zu jener Zeit war Duchatellier der Stern des Theaters von Montmartre; er hatte die am engsten anschließenden Beinkleider und Röcke und den tragischen Blick. Solche Vorzüge konnten nicht verfehlen, ein schwärmerisches Mädchenherz zu gewinnen. Die Art, wie er in einer Entscheidungsszene seinen Rock auf- und zuknöpfte, hatte ihr Herzklopfen gemacht, und die Handbewegung, mit der er diese Geste unterstützte, hatte es vollends erobert. Sie dachte die ganze Woche hindurch an ihn, hoffte nichts weiter, als ihn am nächsten Sonntag wiederzusehen; er war für sie der Inbegriff alles Schönen, Zärtlichen, Leidenschaftlichen, Ritterlichen, der lebende Held aller ihrer unschuldigen Mädchenträume.

Das hatte jahrelang so fortgedauert, natürlich ohne daß er je etwas von ihrer Neigung gemerkt hätte. Er wußte wohl, daß er in diesem Hause, das seine Stimme schluchzen machte oder in Begeisterung versetzte, eine ganze Schar von

Anbeterinnen besaß, aber die offnen, ihm bekannten, frei hervortretenden Verehrerinnen verhinderten, daß die Blicke der schüchternen und verschwiegenen bis zu ihm drangen. Und sie war eine der verschwiegensten, bescheidensten. Er war ja so schön, so viel geliebt! Denn wenn sie auf ihrem Klappstuhl am Eingange des Theaters saß, hörte sie, wie man um sie her von ihm sprach, von seinen Liebesabenteuern, seinen Erfolgen, die ihn in ihren Augen nur noch mehr erhöhten, sie selbst nur tiefer herabdrückten. Seine Krawattennadel war ein Geschenk einer Gastwirtsfrau, den Diamantring an seinem Finger sollte ihm eine fremde Prinzessin verehrt haben. Was konnte einem solchen Sieger wohl an einem so armen, schlichten Mädchen gelegen sein?

Eines Sonntags jedoch, nach langem Zögern und Kämpfen, hatte sie einen kühnen Entschluß gefaßt. Es war ein schöner Frühlingstag. Paris trug sein Festgewand; die jungen Leute, denen sie auf dem Gange nach der Kirche und von da nach Hause begegnete, eilten alle, so schien es ihr, zum Stelldichein, Liebe auf den Lippen und in den Augen; herrliche Blumendüfte durchwehten die Luft. Da war sie denn, anstatt wie gewöhnlich auf ihre Nachbarinnen zu warten, allein ausgegangen und hatte auf der Straße von einem Blumenmädchen einen großen Veilchenstrauß gekauft, den sie beim Portier des Theaters abgab: „Für Herrn Duchatellier!“ So schnell hatte sie den Namen hineingerufen, so hastig den Strauß auf den Tisch gelegt, daß dem Portier keine Zeit geblieben war, die Geberin genau ins Auge zu fassen; wie ein Windstoß hatte sie seine Thür geöffnet und wieder zugeschlagen.

Welches stürmische Gefühl, welches erdrückende Glück, als sie nun beim Auftreten Duchatelliers sah, daß er drei oder vier Veilchen im Knopfloch trug! Ohne Zweifel verriet, sie sich durch ihr freudiges Erschrecken, denn sie fühlte, daß sein Auge lange auf ihr haften blieb.

Am folgenden Sonntag wagte sie zwar nicht, selbst einen zweiten Strauß hinzutragen, aber der Versuchung einen solchen hinzuschicken, vermochte sie nicht zu widerstehen; und einige Monate hindurch wiederholte sich diese Sendung jeden Sonntag. Duchatellier seinerseits äußerte den Wunsch, die Blumenspenderin kennen zu lernen, nur dadurch, daß er jedesmal bei seinem Erscheinen auf der Bühne den Blick auf sie richtete und sie auf ihrem Platze suchte.

An einem Juniabende, nach einem schwülen Tage, saß sie auf einer Boulevardbank, um vor dem Nachhausegehen noch etwas frische Luft zu schöpfen. Da sah sie ihren Helden, der an jenem Abend nicht spielte, vorübergehen, den Kopf hoch erhoben, die Taille in den Rock eingeschnürt, mit nach auswärts gerichteten Fußspitzen einherschreitend, als wollte er sagen: „Das bin ich, Duchatellier, seht, bewundert, heute könnt ihr es umsonst haben!“ Im Vorübergehen hatte er sie erkannt; denn er that keinen Schritt, ohne um sich zu blicken, Bewunderung einzuernten und stehen zu bleiben, wenn er gegrüßt wurde. Nach kurzem Zögern setzte er sich neben sie.

Es bedurfte nur kurzer Zeit, um das arme, vor Angst und Aufregung verwirrte Mädchen, das trotz seiner fünfundzwanzig Jahre schüchtern wie ein vierzehnjähriges war, zum Geständnis seiner Liebe zu bringen. Von jetzt an sah man sich häufig wieder, denn Duchatellier beurteilte das Aeußere seiner neuen Verehrerin günstiger, als sie selbst; sie war groß, wohlgestaltet, hatte regelmäßige Züge und einen Gesichtsausdruck, der in seiner Ruhe einen gewissen Adel trug; mehr als eine, die er geliebt, war mit dieser nicht zu vergleichen.

Inzwischen erbte sie von einem weitläufigen Verwandten in der Provinz ein kleines Vermögen. Als Duchatellier sie in Trauer sah, änderte er seine Haltung und Sprache ihr

gegenüber. Anstatt ihr, wie bisher, von dem schönen Bühnenleben und seinen vielen Triumphen zu erzählen, gab er ihr zu verstehen, daß diese Triumphe im Grunde nicht das seien, was sich die Welt darunter vorstelle, daß das Bühnenleben vielmehr nur die schmerzlichsten Leiden in sich berge. Nirgends werde härter und mitleidsloser gekämpft, als hinter den Coulissen, keine Existenz sei so qualvoll als die des Schauspielers. Und mit Erstaunen erfuhr sie, daß die Helden, deren Alltagsleben sie sich, ihrem Auftreten auf der Bühne entsprechend, so ideal ausgemalt hatte, neidisch und eifersüchtig aufeinander seien, stets bereit, denjenigen ihrer Kameraden, die Erfolg beim Publikum haben, die niederträchtigsten Streiche zu spielen. Und gerade Duchatellier nannte sich ein Opfer zahlreicher Kabalen, bloß weil man ihn zu schön fand! Daher der Haß, der ihn verfolgte! Die Menschen, welche die edelsten Gesinnungen ausdrückten und immer nur Pflicht, Hingebung, Opfer im Munde führten, erklärte er ihr, seien im wirklichen Leben nichts als große Kinder oder gefallsüchtige Koketten, nur an den Reiz ihrer Personen, an ihre Schminken, Perücken, Kostüme denkend. Auch sei er dieses Lebens überdrüssig — wenigstens in dieser Umgebung. Natürlich wolle er das Theaterleben nicht gänzlich aufgeben, denn wenn man Künstler sei, so bleibe man es sein lebelang, aber um nicht länger den Schikanen seiner neidischen Kameraden ausgesetzt zu sein und die Ungerechtigkeiten bornierter Direktoren ertragen zu müssen, wolle er selbst Direktor werden. Man habe ihm schon Gelder dazu versprochen, er brauche nur noch einen gewissen Betrag hinzuzufügen, dann sei das nötige Kapital für sein Unternehmen aufgebracht, denn er sei vorsichtig und wolle nichts unternehmen, ohne des Erfolges gewiß zu sein.

Das Resultat dieser vertraulichen Eröffnungen war, daß sich die Erbschaft in eine Mitgift verwandelte und Duchatellier Reisevorstellungen organisierte, bei welchen die ehe-

maligen Kameraden keine Kabalen gegen ihren Direktor schmieden konnten. Allein nach den Kabalen war es die Mißgunst des Schicksals, unter welcher der neue „Direktor" zu leiden hatte. Bei der Veranstaltung seiner Rundreisen hatte er sich eingebildet, der Ruhm seines Namens müsse auch in einen gewissen Umkreis von Paris gedrungen sein und er brauche sich in den Nachbarstädten nur zu zeigen, um volle Häuser zu erzielen. Aber er hatte sich getäuscht, man kannte ihn nicht. Er kämpfte mit Mut und Ausdauer, geriet in Schulden und zwar derartig, daß ihm eines Tages kaum noch die Mittel blieben, um die beiden Komödiantenwagen zu kaufen, mit denen er herumziehen wollte, um nunmehr auf Dörfern zu spielen.

Jetzt wurde Frau Duchatellier, die bis dahin Kassiererin des Unternehmens gewesen, selbst Schauspielerin, lediglich aus Sparsamkeitsrücksichten; sie übernahm die ersten dramatischen Rollen, zu denen sie, wie ihr Mann sagte, schon „durch ihre stattliche Erscheinung berufen war". Aus denselben Rücksichten wurden nun auch die Kinder, Stanislaus, Zita und Marietta, wie sie der Reihe nach heranwuchsen, auf den Brettern verwendet, und zwar rückte man ihr Alter ohne Skrupel vor nnd ließ sie im Alter von zehn oder zwölf Jahren bereits Rollen von Zwanzig- oder Fünfundzwanzigjährigen spielen.

Viertes Kapitel.

Frau Duchatellier ging nicht bloß um ihrer selbst willen so oft zur Messe, sondern auch wegen der Ihrigen. Als ihre Kinder noch klein waren, hatten sie die Mutter begleitet; später aber, als sie unter irgend einem Vorwande weg-

blieben, verfiel die Frau in ihrem naiven Glauben auf ein Mittel, das ihre Seelen gewissermaßen wider ihren Willen retten sollte. Dieses Mittel bestand darin, daß sie ihr Stück geweihtes Brot nicht in der Kirche verzehrte, sondern mitnahm und zu Hause unter die Kinder verteilte. War das Brot ein feineres Gebäck, so nahmen sie es gern an, denn sie waren nicht durch Süßigkeiten verwöhnt, war es aber nur gewöhnliches Hausbrot, so stieß die fürsorgliche Mutter oft auf Gleichgültigkeit und bei Stanislaus sogar manchmal auf direkten Widerstand.

Wenn sie daher zur Kirche ging, in ihren Sonntagsstaat gekleidet — Kleid von violetter Seide, schwarzer Shawl, brauner Strohhut — so fragte sie sich besorgt, ob heute ein Armer oder ein Reicher das Kirchenbrot liefere; denn ein Reicher gab Kuchen, ein Armer einfaches Hausbrot. Zudem gab es Dörfer, wo der Küster auf diese Komödiantenfrau so von oben herabblickte, daß sie nur ein kleines, nur das allerkleinste Stückchen Brot aus dem Korbe zu nehmen wagte, das dann zur Verteilung unter die ganze Familie nicht recht ausreichen wollte. In Noisy jedoch brauchte sie dies nicht zu befürchten. Der Küster war hier ein großer Theaterfreund, und wenn er seinen Korb vor Frau Duchatellier neigte, so geschah dies nicht widerwillig, sondern mit einem einladenden Lächeln: „Nehmen Sie nur, liebe Frau, Sie machen mir wirklich Vergnügen! Nehmen Sie doch gleich zwei Stücke, und wenn Sie mir dafür ein Freibillet geben können, so werde ich es nicht ablehnen.“ Sie fühlte sich dann so ermutigt, daß sie, wenn es keine Nachbarin sah, zwei oder gar drei Stücke nahm.

An jenem Sonntage nun hatte gerade ein Reicher das Kirchenbrot gespendet, und unbemerkt konnte sie die beiden Stücke, die der freundliche Küster ihr darbot, in ihr Tüchlein stecken. Als sie zu den Theaterwagen zurückkam, hatte die Truppe eben ihre pomphafte Ansprache an das Publi-

kum beendet und sie konnte sofort von ihrem geweihten Brote den Kindern und dem Gatten geben.

„Ich bedaure, nicht noch mehr zu haben,“ sagte sie zu dem übrigen Personal.

Lachapelle und Joseph dankten einfach, aber Theodor, der sich als Pariser für verpflichtet hielt, stets etwas Geistreiches zu sagen, antwortete spöttisch: „Die gute Absicht genügt!“

Man aß schnell, denn die Tagesarbeit der Männer war noch nicht beendigt. Die Bühne war allerdings schon aufgeschlagen, aber es fehlten noch die Dekorationscoulissen und Vater Lachapelle konnte jetzt nicht mehr mithelfen. Denn ebenso wie Marietta das Einkommen der Gesellschaft durch den Verkauf von Zuckerwerk vermehrte, so sorgte Lachapelle für einen Nebenverdienst, indem er Photographieen aufnahm. Der kleinere der beiden Komödiantenwagen wurde, sobald die Theaterutensilien ausgeladen waren, in ein photographisches Atelier verwandelt, und hier „operierte“ dann Vater Lachapelle: „Vollkommene Aehnlichkeit samt Glas und Rahmen — einen Franken!“ Heute wollte sich die Hochzeitsgesellschaft photographieren lassen, es mußte also alles zu ihrem Empfange vorbereitet werden.

Es schien, als werde man heute einen guten Tag haben und die Truppe in Noisy sich aus ihrer schon fast verzweifelten Lage wieder befreien. Die Mißgeschicke der letzten Woche hatten alle mehr oder minder niedergeschlagen, nur Duchatellier nicht, der stets unentwegt an das „Morgen“ glaubte; am meisten niedergeschlagen war seine Frau, die unaufhörlich mit den Schulden von gestern und den Anforderungen von heute zu kämpfen hatte und sich zu dem Glauben an ein glückliches „Morgen“ nicht emporschwingen konnte. Die Pferde hatte man allenfalls, wenn das Heu mangelte, mit gefesseltem Fuß in den Straßengräben weiden lassen können, wenn es aber am nötigen Gelde für das

Essen fehlte, wie schwer waren da die Witze Theodors zu ertragen, bei denen man überdies nie wußte, ob sie gut oder böse gemeint seien. Niemals beklagte sich Vater Lachapelle, niemals erlaubte sich Joseph eine Bemerkung; Theodor aber genierte sich nicht, wenn das Mahl knapp war, allerhand Anspielungen und spöttische Redensarten fallen zu lassen, die für Frau Duchatellier eine wahre Folter bildeten. Wie oft hatte er während der letzten Zeit, als ein Unstern sie beharrlich verfolgte, beim Mittagessen so gethan, als tauche er sein Brot in die Sauce auf seinem leeren Teller, mit einer Miene, die auf der Bühne das Publikum in Heiterkeit versetzt hätte, Frau Duchatellier aber sehr verlegen machte. Und wie peinlich war erst die Art, wie er den Hals der leeren Flasche drückte und auspreßte! Indes, was sollte aus der Gesellschaft werden, wenn Theodor sie verließ und zu einer andern Truppe überging, wo er bessere Löhnung fand und seinen Durst besser löschen konnte? Dürsten war für ihn nämlich die härteste Entbehrung, bei der ihn selbst sein unverwüstlicher Humor im Stiche ließ. Und wo hätte man denn einen andern gefunden, der so wie er in der Gunst des Publikums stand, in gleicher Weise die Zuhörer hinriß wie er, wenn auch nur durch den Gesang der „Legende vom großen Teich"? Welches Glück, daß nun in Noisy diese beständige Angst ein Ende nehmen würde, daß man nun Theodor genug zu trinken, auch genug Sauce zum Brot und voraussichtlich sogar Fleisch dazu bieten konnte!

Das Schauspiel sollte um sieben Uhr beginnen. Um halb sieben, während das männliche Personal durch die Straßen zog und die Lärmtrommel schlug, fand die Oeffnung der Kasse statt, das heißt einer der Flügel der großen Doppelthür, die in den Ballsaal führte, wurde halb geöffnet und in den Zwischenraum setzte sich Frau Duchatellier; vor ihr stand ein kleines Tischchen und hinter ihr eine spanische

Wand. Ihre Doppelrolle — sie war, wie wir wissen, Kassiererin und tragische Heldin zugleich — verhinderte, daß Frau Duchatellier bei Beginn der Vorstellung auf der Bühne erscheinen konnte, allein solche Kleinigkeiten bereiteten dem „Direktor“ keine Sorge; gewöhnlich gab man ein Vorspiel, einen Einakter, in welchem seine Frau nicht mitspielte, und war man einmal genötigt, mit dem großen Stück zu beginnen, so wurde es derart eingerichtet, daß Frau Duchatellier im ersten Akt nicht aufzutreten brauchte; das brachte der Herr Theaterdirektor durch eine einfache Veränderung im Texte, einige Zeilen erläuternder Erzählung fertig. Und das nannte er dann in der Anpreisung: die Stücke geschmackvoll modernisieren. Nach dem ersten Akte verließ die Kassiererin ihren Posten. Fanden sich alsdann noch Zuschauer ein, so waren dieselben gewöhnlich so anständig, ihr Eintrittsgeld selbst auf den Tisch zu legen. Man zahlte fünfzig Centimes für den ersten, dreißig für den zweiten und fünfzehn für den dritten Platz. Auf dem ersten Platze hatte man Stühle, auf dem zweiten Bänke, auf dem dritten mußte man stehen.

Schon um halb sechs Uhr hatte sich auf der Straße vor dem Ballsaal eine Schar von Straßenjungen gesammelt, die sich, die Cigarette im Munde, die Zeit angenehm zu vertreiben suchten. Ab und zu ließen die größeren Knaben ihre kleineren Gefährten mitrauchen, das heißt die letzteren durften von Zeit zu Zeit aus den Cigaretten oder Binsenstücken, die den größeren behaglich schmeckten, einen Zug thun. Als nun die Thür sich öffnete, drängte sich die ganze Schar an Frau Duchatellier vorüber, jeder seine drei Sous in der Hand, und nahm an der Schranke, welche den dritten Platz vom zweiten trennte, die vordersten Stehplätze ein.

Allmählich kam auch das eigentliche Theaterpublikum, und Frau Duchatellier konnte heute einen stärkeren Zuspruch

als gewöhnlich wahrnehmen. Die Ursache war offenbar das für heute angekündigte Debüt des Dilettanten aus dem Dorfe, des Herrn Permettez. Im Gänsemarsch kamen die Bauern in ihrem Sonntagsstaate, mit dem frisch rasierten bläulichen Kinn, der kurzen, am Halse zurückgeschlagenen Bluse, etwas vornüber gebückt und mit eingebogenen Knieen einherschreitend, die älteren unter ihnen mit jenem Wiegen in den Hüften, das man sich durch die beständige Arbeit mit der Hacke angewöhnt; die Bäuerinnen trugen die runde, tüllgestickte, mit Spitzen garnierte Haube, die in der Saison vorher in Paris als Kopfputz Mode gewesen war. Die Bürgersfrauen hatten noch die Festkleider von dem Kirchgang am Morgen an, und trugen fast alle unter ihren langen Mänteln Fußwärmer, die mit glühenden Holzkohlen gefüllt waren, um sich während der ersten Akte gegen die Kälte des eisigen Saales zu schützen, zwischen dessen verfaulten Dielen allerhand Schwämme und Sumpfpflanzen emporsproßten.

Eine dieser Bürgersfrauen, die mit einer Laterne gekommen war, denn der Himmel hatte sich mit schwarzen Wolken bedeckt, blieb bei Frau Duchatellier stehen; es war Frau Legrand, die Apothekersfrau.

„Guten Abend, Frau Duchatellier!“ sagte sie, indem sie ihre Laterne öffnete und ihr Licht ausblies; „ich bin doch gekommen, wie Sie sehen. Aber warum geben Sie immer nur große Trauerspiele, die so schwer aufzuführen sind?“

„Mein Mann ist grandios im Drama.“

„Das will ich nicht bestreiten. Aber Zita wäre auch grandios in Verkleidungsstücken. Und die sind doch aufheiternd!“

Frau Legrand, die bereits den vierten Gatten hatte, liebte es, sich aufheitern zu lassen. Die Armee, den Gerichtsstand und die Verwaltung hatte sie der Reihe nach passiert, jetzt war sie in die Pharmacie geraten.

Nachdem sie ihre Laterne an einen Nagel gehängt, begann sie in ihren Taschen zu wühlen und steckte mit überraschter Miene die Hände bis auf den Grund hinein.

„Ich sehe," sagte sie mit dem Ausdruck tiefen Bedauerns, „daß ich leider mein Portemonnaie vergessen habe. Ich werde das nächste Mal bezahlen."

„Es ist schon gut — treten Sie nur ein."

Die Apothekersfrau trat aber noch nicht ein.

„Leihen Sie mir doch zwei Sous," sagte sie, „damit ich nicht in Verlegenheit komme, wenn Marietta ihre Runde durch den Saal macht."

Frau Duchatellier gab die zwei Sous bereitwillig, obwohl sie wußte, daß sie dieselben niemals wiedersehen werde, denn bei der Apothekersfrau war es zur Gewohnheit geworden, regelmäßig die Börse zu vergessen, infolge eines Mißgeschicks, das ihr im vorigen Jahre widerfahren war. Bis dahin pflegte sie sich nämlich, so oft die Truppe Duchatellier in Noisy Vorstellungen gab, an der Kasse mit einem doppelten Louisdor in der Hand einzustellen: „Ich habe kein kleines Geld, bitte, wechseln Sie mir doch diese vierzig Franken!" Und niemals hatte Frau Duchatellier herausgeben können, obwohl dieser Scherz auf die Dauer ärgerlich wurde. Allein was die Mutter nicht wagte, das that eines schönen Abends die Tochter. Als Frau Legrand im vorigen Jahre sich wieder einmal mit ihrem großen Goldstück in der Hand einfand, nahm es ihr Zita ganz ruhig ab und wechselte es in neununddreißig Franken und fünfzig Centimes kleiner Silberstücke um, zur großen Freude der Bauern, die den Witz mit dem „Doppellouisdor" kannten und nun über das verblüffte Gesicht der Apothekersfrau herzlich lachten.

Auf der Straße wurde es jetzt lebendig. Man vernahm herannahende Schritte und heiteres Gespräch, rotschimmerndes Licht fiel über die Straße bis zu dem Tische, an welchem Frau Duchatellier saß; es war die Hochzeits-

gesellschaft, die mit roten Papierlaternen heranzog, die Braut an der Spitze, die sich in ihrer schwarzen Seidenrobe spreizte und ihren Kaschmirshawl über die Schultern zurückgeworfen hatte, um ihren Brautschmuck, eine lange, goldne Kette, Brosche und Uhr bewundern zu lassen.

Der Saal füllte sich rasch und das Publikum nahm die seinem „Stande" entsprechenden Plätze ein: den ersten die Gutsbesitzer, die Kaufleute und die Beamten, den zweiten die Bauern und Handwerker, den dritten die Arbeiter. In Wirklichkeit hätten viele Bauern, die durch die Bewirtschaftung ihrer seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn vererbten Güter vermögend geworden waren, weit eher als mancher kleine Bürgersmann auf den ersten Platz gehen können, allein sie machten sich nichts aus dem äußeren vornehmen Schein und wußten überdies besser als irgend jemand den Wert des Geldes zu schätzen.

Man plauderte laut und ungezwungen, und da es stark fror, so bückte sich von Zeit zu Zeit eine Frau und schürte mit dem Schlüssel ihrer Wohnung die Glut in dem mitgebrachten Kohlenbecken, ihrem Fußwärmer, auf.

Von Zeit zu Zeit ertönte der Ruf „Vorhang hoch, Vorhang hoch!"

Allein im Theater Duchatellier war es Sitte, erst dann zu beginnen, wenn der Saal ganz voll oder wenn keine Hoffnung mehr war, daß noch jemand erscheinen werde. Die Rufe wurden nicht beachtet, denn man kannte das gutmütige Publikum von Noisy und wußte, wie bald man es umstimmen, wie leicht man es zum Lachen oder zum Weinen bringen konnte und wie freigebig es mit seinem Beifall war. Das Publikum kam, um sich zu amüsieren, und da es nicht viel für seinen Platz zu bezahlen brauchte, so nahm es, was man ihm bot, gutwillig hin. War es im Saal grimmig kalt, so hieß es: „Nun ja, für den Preis können wir keine Heizung verlangen!" War die Dekoration so alt

und abgenutzt, daß man nicht wußte, ob sie einen Wald oder ein Zimmer vorstellen sollte, so sagte man: „Nun ja, für den Preis kann es eben nicht besser sein."

Von neuem ertönte der Ruf: „Vorhang hoch, Vorhang hoch!"

Der Vorhang bewegte sich, ging aber nicht in die Höhe. Theodor erschien vielmehr vor demselben und machte ein Zeichen, das sofort von einigen Zuschauern verstanden wurde; er suchte die für die heutige Vorstellung notwendigen Statisten. Es handelte sich um die Patrouille, die im „Abendessen Madelons" figurieren sollte und deren Mannschaften, wie allabendlich, aus den Zuschauern rekrutiert wurden. Vier Mann verließen das Parterre und gingen halb stolz, halb verlegen der Bühne zu, wo ihnen Theodor die Hand reichte, um ihnen beim Hinaufsteigen zu helfen.

Nun wurde dreimal geklopft und der Vorhang ging in die Höhe. Zita trat auf, mit der weißen Latzschürze Madelons und dem weißen Häubchen, dessen Bänder über die Schultern zurückgeworfen waren, einen Stock in der Hand, eine Brille vor den Augen und eine Perücke auf dem Kopf. Noch bevor sie das erste Wort gesprochen, wurde sie durch minutenlanges, stürmisches Beifallklatschen von den Theaterstammgästen von Noisy begrüßt.

Als sich der Beifallssturm gelegt, begann sie: „Ah, Herr Benoit, morgen ist Ihr Namenstag und Sie verheimlichen es mir? Zum Glück kennt man seinen Kalender und findet darin, daß morgen Bonifaciustag ist."

Wie sie vorhergesehen hatte, bemerkte niemand, daß Pelzschuhe am Vorabend des sommerlichen Bonifaciustages nicht ganz zum Stücke paßten; im Gegenteil, man bewunderte die schönen Schuhe. Uebrigens war man viel zu aufmerksam, um an eine Kritik zu denken. Bisher hatte Zita die Rolle Madelons in dem herkömmlichen Dialekt gesprochen, der auf dem Theater den Bauern beigelegt wird, sie mögen

aus der Umgebung von Paris oder sonstwoher sein. Aber im vorigen Jahre hatte sie die Ausdrucksweise der alten Weiber von Noisy, welche die Sprache der Provinz in ihrer alten Reinheit bewahrt hatten, genau studiert und gab sie nun mit überraschender Treue wieder. Die Zuhörer waren entzückt, die Bauern, weil es ihre heimische Sprache war, die von diesen schönen Lippen so reizend klang, die Bürger, weil sie den Dialekt so vortrefflich nachahmte; das war amüsant, das war so recht der Schalk, wie ihr Partner Benoit sie nannte. Auch Benoit, den Duchatellier spielte, und Vincent, der von Lachapelle dargestellt wurde, empfing man mit lebhaftem Beifall. Und die gute Laune erreichte den Höhepunkt als man hinter den Coulissen den Chor der Patrouille singen hörte:

„Stillgestanden! Nicht räsonnieren!
Im Namen des Gesetzes: Ordre parieren!“

Vom dritten Platz aus rief man: „Jetzt kommt der Sirupkrämer!“

In der That trat jetzt Permettez auf, den Tschako auf dem Kopfe, das Gewehr im Arm.

„Vorwärts, vorwärts, dafür sorg' ich schon!
Jeder Schelm erhält hier seinen Lohn!“

„Bravo, Sirupkrämer!“

Zum Unglück für seinen Ruhm und für die Effekte, die er noch in petto hatte, wurde Permettez hier durch lautes Geschrei unterbrochen, das sich unter den stehenden Zuschauern und auf den Bänken des zweiten Platzes erhob. Man hörte durch den Lärm hindurch nur hin und wieder die Worte: „Lauf davon, Lapie, die Wache kommt!“

Das Geschrei war so stark und es herrschte solche Heiterkeit im ganzen Saale, sogar auf dem ersten Platze, daß die Vorstellung unterbrochen werden mußte, ohne daß die

Schauspieler, mit Ausnahme von Permettez und den die Patrouille vorstellenden Bauern, wußten, weshalb. Gegen Ende des vorigen Winters nämlich hatte ein Maurer, Namens Lapie, in einem alten Hause einen Schatz gefunden und denselben, anstatt ihn dem Hauseigentümer abzuliefern, für sich behalten, so daß aus dem armen Schlucker, der er bis dahin gewesen, plötzlich ein wohlhabender Bürger geworden war, der eine Weinschenke kaufte — das Ideal der Emporkömmlinge vom Lande — und seiner Frau Diamanten und andre kostbare Schmucksachen schenkte.

Aber die Bewohner von Noisy waren mit dieser Veränderung nicht zufrieden und rächten sich dafür auf ihre Manier. Des Sonntags ging jeden Augenblick einer vor der Schenke des neuen Weinwirts vorüber und rief: „Lauf davon, Lapie, die Gendarmen kommen!“ Und so hatte jetzt das Erscheinen der Patrouille auf der Bühne den Anlaß gegeben, daß man zuerst vereinzelt, dann immer stärker zu schreien begann: „Lauf, Lapie, die Gendarmen kommen!“ Der Lärm wurde noch toller, als Lapie, rot vor Wut, sich von seinem Platze erhob, und den Schreiern zurief: „Seid ihr dumm! Seid ihr dumm!“

Man fand so viel Vergnügen an dieser Szene, daß man das Theater ganz darüber vergaß und den Spaß vielleicht noch lange fortgesetzt hätte, wenn nicht der Eintritt dreier neuer, in reiche Pelze gehüllter Theaterbesucher die Aufmerksamkeit von Lapie abgelenkt hätte. Der Zwischenfall war nunmehr erledigt, und von Platz zu Platz wurden die Namen geflüstert: „Der junge Chamontain.“ — „Der Herzog von Paradan.“ — Und wer ist der dritte?“ — „Wissen Sie es?“ — „Nein, Sie?“ — Niemand wußte, wer er war. Um so neugieriger betrachtete man ihn.

„Gewiß ein Freund des jungen Chamontain.“ — „Oder des Herzogs.“

Fünftes Kapitel.

Chamontain! Kein Name war in der Umgebung von Noisy populärer und mehr in aller Mund, als dieser; seit man ihn kannte, war er stets an Ansehen gewachsen, so daß er nunmehr in dem ganzen Bezirke einen bedeutungsvollen Klang hatte. Die ältesten Bauern erinnerten sich, schon als kleine Kinder diesen Namen ausgesprochen zu haben. Der ihn damals trug, war ein alter Müller an der Marne, bei dem man das Korn der zu dieser Zeit noch nicht parzellierten, großen Getreidefelder mahlen ließ. Jener Chamontain brachte, in seiner grauen Weste, mit ausgespreizten Beinen auf den Säcken sitzend und eine dicke kurze Peitsche umgehängt, das Mehl noch selbst aus seiner klassischen Wassermühle den Bauern ins Haus. Das war der erste der Chamontains, wenigstens der erste, dessen sich einige noch lebhaft entsinnen konnten. Ihm war ein zweiter gefolgt, welcher sich nicht mehr damit begnügt hatte, das Getreide der Bauern zu mahlen; er kaufte vielmehr die Ernten der großen Pächter der Nachbarschaft und errichtete auf den Inseln der Marne rings um die väterliche Wassermühle eine Reihe stattlicher neuer Mühlen, die bald zu den besten und leistungsfähigsten der Umgebung von Paris gehörten. Dem zweiten Chamontain folgte ein dritter, der Vater des jungen Mannes, der eben in den Theatersaal getreten war; dieser dritte Chamontain erst hatte seinem Namen den vollen Glanz verliehen. War der erste ein einfacher Müller und der zweite ein geschickter Industrieller gewesen, so schwang sich der dritte durch umsichtige Spekulationen in kurzer Zeit zu einem bedeutenden Großkaufmann auf, der in der französischen Geschäftswelt eine hervorragende Stellung einnahm. Mit dem schönen Vermögen, das er als einziger Sohn seines Vaters

geerbt, hätte er zwar ruhig leben können, allein Ruhe und Mäßigung lagen nicht in seinem Charakter; ehrgeizig wie er war, bedurfte er der Arbeit und des Kampfes, um seinen Stolz befriedigen zu können. Sein Ehrgeiz war so groß, daß er nicht nur größeren Besitz, sondern auch Rang und Würden erstrebte. Zuerst hatte er die väterlichen Mühlen so weit vergrößert, als das Gefäll des Flusses die Aufstellung weiterer Wasserräder gestattete; dann hatte er noch in La Villette, an den Ufern des Ourcqkanales, Dampfmühlen errichtet, und gleichzeitig unternahm er große Getreidespekulationen, durch die er binnen wenigen Jahren in den Besitz eines ganz bedeutenden Kapitales gelangte.

Es war damals die bekannte Gründerzeit, während deren alle Fabriken und Geschäfte in Aktiengesellschaften umgewandelt wurden; auch die Chamontainschen „Mühlen der Marne und des Ourcq" wurden „gegründet", nachdem sich zu ihrem Betrieb eine Gesellschaft mit einem Kapital von zehn Millionen Franken gebildet hatte, das in fünfzigtausend Aktien zu je zweihundert Franken eingeteilt war. Die Mühlsteine, hieß es in der Ankündigung der Emission, sollten durch eiserne Cylinder ersetzt werden; an die Stelle des hergebrachten Mahlsystems sollte ein neues treten, das die Mühlenindustrie Frankreichs gänzlich umgestalten und ihr die Konkurrenz mit den besten Leistungen des Auslandes ermöglichen müßte. Das Unternehmen wurde als ein nationales, als eine patriotische Subskription dargestellt. So kam es, daß die Emission einen großartigen Erfolg hatte. Chamontain wurde als Direktor an die Spitze des Unternehmens gestellt.

Um nun für alle diese Mühlen, welche täglich tausend Säcke Mehl zu liefern hatten, den nötigen Bedarf zu sichern, kaufte man im voraus bedeutende Quantitäten des Ernteertrages in der Brie, der Beauce und dem ganzen Umkreise von Paris auf. Allein in jenem Jahre war die Witterung

sehr regnerisch und das naß hereingebrachte Getreide wurde schwammig und weich. Die berühmten Cylinder aber, welche die französische Industrie von Grund aus umgestalten sollten, vermochten nur trockenen und harten Weizen zu mahlen. Nicht Mehl, sondern aneinander klebender Grieß kam aus der Mühle und nach einigen Monaten waren die Erzeugnisse der „Mühlen der Marne und des Ourcq" in Mißkredit; die Bäcker wiesen sie zurück und man konnte sie nicht mehr verkaufen. Die Aktien sanken immer tiefer, schließlich bis auf dreiundzwanzig Franken und waren selbst für diesen Preis nicht mehr loszuwerden. Da hatte Chamontain gezeigt, wessen er fähig war; er hatte diesen Zusammensturz verschuldet, er machte ihn auch wieder gut. Zum Preise von je zwanzig bis fünfundzwanzig Franken kaufte er alle Aktien, die er auftreiben konnte, und wurde so für viermalhunderttausend Franken wieder der alleinige Eigentümer seiner ehemaligen Mühlenwerke, die einige Monate zuvor den Aktionären zehn Millionen gekostet hatten. Ja, er verstand das Geschäft, und schließlich war man ihm noch dankbar dafür, daß er das Unternehmen rettete. Anstatt seine Cylinder weiches französisches Getreide mahlen zu lassen, kaufte er jetzt aus dem Auslande hartes, trockenes Getreide, und sein Mehl war bald wieder so geschätzt, wie früher. Wirklich, Chamontain war ein geriebener Schlaukopf! Von da an suchte man ihn bei allen Gründungen zu beteiligen. Man fragte ihn um Rat, man wählte ihn in den Aufsichtsrat der verschiedensten Gesellschaften, kurz, er wurde durch seine offenkundige Befähigung und durch sein Kapital bald eine der einflußreichsten Persönlichkeiten.

Seine Mühle gab er deshalb nicht auf, auf sie war er am meisten stolz; aus dieser alten Mühle, deren geschwärzte, altersschwache Baulichkeiten er mit ängstlicher Sorgfalt erhalten ließ, war er hervorgegangen und durch sie der Mann, der er jetzt war, geworden. Er rühmte sich dessen gern und liebte es,

zu wiederholen: „Ja, ich bin ein Emporkömmling, aber was ich bin, das bin ich durch mich selbst geworden." Wohl zwanzigmal täglich ließ er dieses Selbstlob von seinen Lippen fließen, ja, er verewigte es sogar durch ein dauerndes Monument: er ließ in die Fassade der alten Wassermühle eine schöne Marmorplatte einsetzen, auf der in Goldbuchstaben zu lesen war: „Diese kleine Mühle wurde im 13. Jahrhundert errichtet; sie war noch 1830 im Betrieb und ist die Wiege der Chamontains." Also mußte man annehmen, daß die Familie Chamontain ihren Stammbaum bis ins 13. Jahrhundert zurückführen konnte. Warum auch nicht? Ein Mühlenbetrieb sechshundert Jahre von Vater auf Sohn vererbt, das ist auch eine Art Adel, und noch lange nicht der schlechteste.

Wie Chamontain im Privatleben als Mitglied der verschiedensten Verwaltungsräte eine große Rolle spielte, wollte er nun auch im öffentlichen Leben einen hervorragenderen, ruhmvolleren Platz einnehmen. Er erwarb im geheimen eine Zeitung und ließ in derselben ab und zu einen geistreich und geschickt geschriebenen Artikel veröffentlichen, welcher die Aufmerksamkeit des Publikums allmählich auf Chamontain lenkte und dessen Kandidatur für das Parlament vorbereitete. Zwei Jahre später war er Abgeordneter. Am Tage nach der Wahl sah man die Fuhrwerke Chamontains, welche durch Noisy, Bry, Nogent und Vincennes Mehl nach Paris führten, bekränzt und beflaggt und die Pferde mit dreifarbigen Bändern geschmückt, um den demokratischen Triumph eines „selbstgemachten Mannes" zu feiern.

Der „selbstgemachte Mann" hatte etwa eine Million zur Erreichung seiner Ziele ausgegeben. Indessen behauptete er überall, daß er keinen persönlichen Ehrgeiz besitze; nicht für sich habe er triumphieren wollen, sondern nur für die Seinigen, die noch höher emporsteigen müßten: sein Sohn Gaston, weil er sein, des Gründers Chamontain,

Sohn und Erbe war, und seine Tochter Calixte, die unbedingt eine glänzende Heirat machen sollte.

Und diese Heirat glückte ihm, wie alles, was er unternahm; vor einem Jahre hatte Fräulein Chamontain, Urenkelin jenes alten Müllers, der den Hügelweg von Gournay rittlings auf seinen Mehlsäcken hinaufgefahren war und dabei, um sich anzumelden, mit seiner dicken Peitsche lustig geknallt hatte, den Herzog von Paradan geheiratet, den einzigen Erben der Paradans, jener bekannten Adelsfamilie, deren Mitglieder unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. sich im Kriegsdienste ausgezeichnet hatten, dann unter der Restauration parlamentarische Größen, unter Napoleon III. einfache Intriganten gewesen waren und endlich unter der französischen Republik so gründlich ruiniert wurden, daß der Herzog, wenn ihn nicht ein Departement im Westen des Landes zum Abgeordneten gewählt hätte, ganz mittellos gewesen wäre. In der Kammer hatten die beiden einander kennen gelernt, und sofort begriff Chamontain, daß dieser heruntergekommene Herzog der ihm von der Vorsehung bestimmte Schwiegersohn sei, gleichwie der Herzog in Chamontain den Schwiegervater, den er brauchte, erkannte. Ohne die beiderseitigen Kniffe, durch welche der eine die Mitgift zu vermindern, der andre sie zu vergrößern trachtete, wäre die Ehe wohl sofort geschlossen worden, allein so wurde eine Zeitlang ein hartnäckiger Kampf um die Mitgift geführt, in welchem Schwiegervater und Schwiegersohn nur gegenseitig in ihrer Achtung stiegen. Nach dem Friedensschluß hatte Chamontain die Freude, sagen zu können: „Meine Tochter, die Herzogin von Paradan!“

Chamontain hatte in seiner Jugend den sehnlichsten Wunsch gehabt, einmal als reicher Mann das Schloß kaufen zu können, das er gegenüber der väterlichen Mühle, so oft er von der Arbeit aufblickte, auf dem Hügel stehen sah und dessen Park mit seinem grünen Rasen und seinen schattigen

Anlagen terrassenförmig bis an die Marne herabreichte. Es hatte ihn danach gelüstet, in diesem großartig angelegten Schlosse den Platz der alten Adelsfamilie, die dasselbe im 18. Jahrhundert erbaut hatte, einzunehmen und damit der vornehmste Herr der Gegend zu werden, in der sein Großvater ein schlichter Handwerksmann gewesen war. Jetzt konnte er diesen Wunsch mit seinem Gelde verwirklichen. Er that es und in der Kapelle dieses Schlosses wurde seine Tochter Calixte Herzogin von Paradan.

Was für ein Fest war jene Hochzeit für die benachbarten Dörfer! Besonders in Noisy hatte man den Genuß die Kaleschen, Landauer, Coupés und Vierspänner aus Paris vorbeifahren zu sehen, alle mit Frauen in glänzenden Toiletten angefüllt, deren Pracht die düstere Dorfstraße gleichsam zu erhellen schien; jener kurze Schimmer von hellen Seidenstoffen, Federn, Spitzen, silbernen Geschirren, glitzernden Beschlägen, Wappenschildern, schmucken Pferden, gallonierten Lakaien hatte in dem alten Dorfe einen Eindruck der eleganten Welt zurückgelassen, der noch nicht erloschen war.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Kein Wunder, daß sich jetzt so viele neugierige Blicke auf den Sohn und den Schwiegersohn dieses Chamontain richteten, als die jungen Leute in den Saal des „Großen Theaters Duchatellier" eintraten. Man wollte doch wissen, wie so reiche Leute aussähen. Der Sohn fuhr zwar oft durchs Dorf, aber die Pferde des von ihm selbst gelenkten Phaethons liefen stets so schnell, daß außer denen, die im Schlosse zu thun hatten, niemand den jungen Herrn so recht kannte. Und der Herzog war seit seiner Vermählung mit seiner Frau meist auf Reisen gewesen und nur selten in der Gegend erschienen.

„Also so sieht ein Herzog aus!" flüsterte mancher enttäuscht.

In der That sah der Herzog nicht gerade bestrickend aus mit seinem schmalen Gesichte, seinen dicht aneinander stehenden Augen, seinen dünnen Lippen, seinem fahlen Teint, seinen schmächtigen Gliedern, seinem kalten Wesen. Wer sich indessen nicht mit dem ersten Eindruck begnügte und richtig zu sehen verstand, erkannte doch den Mann in ihm; seine hageren Glieder hatten durch Fechten und andre Leibesübungen gehärtete Muskeln; in den Augen glühte lebhaftes Feuer; unter dem kalten, gleichgültigen Aeußeren verbarg sich ein mächtiger Wille und unter dieser schwächlichen Miene eine harte Entschlossenheit, welche die Höflichkeit der Manieren nicht ganz zu verdecken vermochte.

Gaston Chamontain dagegen machte einen durchaus gewinnenden Eindruck; ein schöner, regelmäßiger Kopf mit frischer Gesichtsfarbe und einem langen, goldseidenen, gekräuselten Barte, hoher, anmutiger Wuchs, breite Schultern, ansprechendes, offnes Gesicht, kurz, ein hübscher Mensch und ein guter Mensch!

Während man sie musterte, fragte man sich im Publikum, weshalb sie wohl gekommen seien. Um sich einfach und aufrichtig zu amüsieren, wie die übrigen Leute? Gewiß nicht.

Man diskutierte während des Zwischenaktes lebhaft darüber und es hieß allgemein: „Ach, sie wollen bloß ihre Witze machen.“ Und das behagte niemand, denn in Noisy nahm jedermann das Theater Duchatellier durchaus ernsthaft; es wurde wie eine öffentliche Einrichtung angesehen. Eine Gruppe junger Bauernburschen beschloß denn auch, „es den Herren wenn sie sich mausig machen sollten, gründlich zu besorgen“.

Sechstes Kapitel.

Während „Das Abendessen Madelons" zu Ende gespielt wurde, hatten Gaston Chamontain, der Herzog von Paradan und ihr Freund stehen müssen, denn es war kein Platz leer; im Zwischenakte aber brachte man ihnen Stühle aus der Wirtsstube und sie konnten sich in einer Ecke dicht an der feuchten Wand, so gut es eben ging, niederlassen.

„Das war eine kostbare Idee von Ihnen, uns den Besuch dieses Theaters vorzuschlagen," sagte der Herzog zu seinem Freunde.

„Bachollet hat stets gute Ideen!" fügte Gaston lachend hinzu.

Bachollet zeigte durchaus keine Unzufriedenheit über diesen Spott, was seinem fetten, gutmütig lächelnden, rosigen Kindergesichte auch schwer gefallen wäre.

„Je schlechter man sitzt, desto besser ist der Spaß," antwortete er vergnügt.

„Brr! Aber kalt ist es in dieser Scheune!" fuhr der Herzog fort, indem er den Pelzrock über seinen mageren Körper zusammenzog.

„Bachollet wird sich gewiß nicht über die Kälte beklagen," bemerkte Gaston.

„Im Gegenteil," antwortete Bachollet.

„Warum?" fragte der Herzog.

„Warum? Je kälter es heute, desto wahrscheinlicher ist es, daß morgen das Fest des Eislaufklubs stattfindet."

„Richtig! Das hatte ich ganz vergessen."

„Ja, aber Bachollet vergißt so etwas nie."

In dieser Bemerkung lag ein ganzes Charakterbild Bachollets, der nur lebte, um sich zu amüsieren, und namentlich, damit ganz Paris wisse, daß er sich amüsiere. Welche

Enttäuschung wäre es für ihn gewesen, wenn das Fest, zu dessen Veranstaltern er gehörte, morgen infolge eintretenden Tauwetters nicht hätte stattfinden können! Im Alter von zweiundzwanzig Jahren hatte Bachollet seinen Vater, einen reichen Pariser Fabrikanten, verloren und er verwandte die Einkünfte seines großen Vermögens lediglich darauf, um von sich reden zu machen. Seinen Namen in den Blättern der eleganten Welt gedruckt zu lesen, das war der höchste Ruhm, den er sich denken konnte. Um dieses Ruhmes halber unterhielt er in Compiegne einen Jagdstaat, der ihn jährlich zweimalhunderttausend Franken kostete, in Chantilly ein Gestüt, das ihn nicht minder teuer zu stehen kam, und in Paris überhäufte er mit den kostbarsten Geschenken eine ehemalige Soubrette, die das Verdienst hatte, vor Jahren eine Berühmtheit gewesen zu sein, und noch immer bekannt genug war, um den Abglanz dieser ihrer Eigenschaft auf ihn zurückfallen zu lassen. Allein dieser dreifache Ruhm genügte seinem Ehrgeize nicht; er gehörte auch noch dem Taubenschießverein, dem Fechtklub und dem Eislaufverein an, sowie endlich einem Liebhabercirkus, in welchem er sich mit einer gelehrten Gans produzierte. Niemand war liebenswürdiger, mitteilsamer und freigebiger gegen die Zeitungsreporter, als Bachollet; fand sich keine Gelegenheit für ihn, Zeuge bei einem Duell zu sein, so suchte er trotz seines sanften Charakters selbst einen Ehrenhandel, nicht etwa aus Rauflust, sondern bloß, um in der Oeffentlichkeit genannt zu werden. Und damit es ihm ja nicht entgehe, wenn ihn ein Blatt erwähnte, war er auf den „Argus", den Beobachter der Presse abonniert, der alle Blätter der Welt liest und die Ausschnitte aus denselben über einen gewünschten Gegenstand auf Verlangen nebst Uebersetzungen liefert. Der Gegenstand, über den Bachollet informiert sein wollte, war — er selbst, Bachollet. Er kannte keinen interessanteren Gegenstand; diejenigen aber, von denen

sonst noch in den Zeitungen ab und zu die Rede war, nannte er geringschätzig „Reklamehelden". — — —

Der Zwischenakt dauerte nicht lange, denn der erste Akt des zweiten Repertoirstückes „Vor sechzehn Jahren" wurde mit derselben Dekoration gespielt, wie das „Abendessen Madelons". Allerdings spielt sich das erste Stück in einer einfach möblierten Stube ab, der erste Akt des Dramas dagegen in einem elegant eingerichteten Boudoir. Aber bei den Duchatelliers wurde das nicht so genau genommen; ob Stube oder Boudoir, es war eben eine Zimmerdekoration, und man besaß im ganzen nur zwei Dekorationen: eine für Zimmer, Häuser und Paläste, die andre für öffentliche Plätze, Landschaften, Kerker und Wälder; der Dekorateur hatte sie so unbestimmt halten müssen, daß sie mit etwas gutem Willen für alle Situationen paßten und weder einem bestimmten Lande noch einer bestimmten Zeit entsprachen.

Als der Vorhang in die Höhe ging, sah man Frau Duchatellier vor einem Toilettentische sitzen. Ihre Zofe (Marietta) war eben damit fertig, sie zu frisieren und ihr einige Juwelen auf dem Kopfe zu befestigen.

Im Saale trat die tiefste Stille ein. Marietta, welche die Rolle einer neununddreißigjährigen Frau zu spielen hatte, begann: „Es ist nicht mehr möglich, die Partie rückgängig zu machen; der Bräutigam kommt heute an, diesen Abend wird der Ehevertrag unterzeichnet, und morgen . . . Fräulein, werden wir Sie als Braut sehen —"

„Das ist stark! Die alte Frau von der Kasse spielt die Braut!" rief der Herzog aus.

„Unbezahlbar!" sagte Bachollet.

„Nein, Bachollets Idee war zu glücklich!" sagte Gaston.

Aber das Publikum wollte sich in seiner andächtigen Stimmung nicht von den Spöttern stören lassen und begann unwillig zu werden.

„Ruhig da in der Ecke!" rief eine Stimme.

„Haltet den Mund!“ rief ein andrer.

Der Herzog fing an zu lachen, indem er geringschätzige Blicke umherwarf.

„Niemand auf der Welt hat eine so feine Witterung wie Bachollet,“ sagte er ebenso laut wie zuvor.

„Still! Ruhe! Hinaus!“ erscholl es von allen Seiten.

Man mußte schweigen.

In diesem Augenblick öffnete sich auf der Bühne die Mittelthür und ein Knabe erschien, in leichtem Morgenkostüm, eine Rose in der Hand, auf der ein Schmetterling haftete. Er trat mit der Lebhaftigkeit seines Alters ein.

„Ei, das ist ja ein Mädchen,“ sagte Bachollet.

„Ein reizendes sogar,“ antwortete Gaston.

„Hm, nicht übel!“ bemerkte der Herzog.

„Was Teufel, treibt sie hier in dieser Schmiere?“ fuhr Gaston fort. „Seht nur, welche schöne Augen! Und diese Zähne! Geschmeidig ist sie, als ob sie gar keine Knochen hätte!“

Dann unterbrach er sich und wandte sich rückwärts zu der gerade hinter ihm sitzenden Apothekersfrau, die er höflich fragte, wer das junge Mädchen sei.

„Es ist Zita, die Tochter des Direktors,“ beeilte sich Frau Legrand zu antworten; sie fühlte sich durch die Herablassung, welche Gaston gegen sie zeigte, hochgeehrt. „Er benahm sich durchaus als wohlerzogener Mann, der sich an eine wohlerzogene Frau wendet,“ erzählte sie später.

„Zita heißt sie,“ sagte Gaston seinem Schwager und Bachollet weiter.

In dem Stücke, so wie es ursprünglich geschrieben ist, zankt die Dienerin den jungen „Springinsfeld“ aus, daß er so wild herumstürme, während das Fräulein sich ankleide, aber in dem von Duchatellier „zeitgemäß umgeschriebenen“ Stück war die Rolle der alten Dienerin möglichst dem Alter Mariettas angepaßt und das Schelten der Alten einfach

gestrichen worden. So strich er in der Regel alles, was seine Truppe nicht sagen oder thun konnte, das Publikum mochte sich zurechtfinden, wie es wollte. Das Drama „Vor sechzehn Jahren“ enthält gegen zwanzig Männer- und Frauenrollen; wie sollte man diese mit den fünf Männern und drei Frauen spielen, aus denen die Truppe des Theaters Duchatellier bestand? Das wäre für jeden andern Direktor eine unüberwindliche Schwierigkeit gewesen. Für Duchatellier aber gab es nichts Leichteres als das; entweder strich er alle Rollen, für die er keine Besetzung hatte, oder, war diese Streichung schlechterdings unmöglich, so ließ er seine Leute mehrere Rollen spielen. So stand zuweilen der im zweiten Akte gestorbene Schauspieler im dritten Akte in Gestalt einer neuen Person wieder auf; eine Perücke und ein neues Kostüm bewerkstelligten diese Umwandlung. Vater Lachapelle ertrank beispielsweise heute im dritten Akt von der Brücke eines Waldstromes aus und erschien wohl und munter im vierten als Bürgermeister des Dorfes. Darin fand aber niemand etwas Auffälliges; im Gegenteil, man stritt darüber, in welcher der beiden Rollen Lachapelle besser spielte; in der ersten war er unstreitig sehr rührend, aber andrerseits: wie höflich und anständig entschuldigte er sich als Bürgermeister, „eine Hochzeitsfeier einen Augenblick stören zu müssen.“ Auch darüber wurde lebhaft debattiert, ob Frau Duchatellier heute als die Braut Amalie in blonder Perücke oder als Frau Thomas in grauer Perücke besser spielte.

In Wahrheit spielte sie die eine Rolle so schlecht wie die andre. Als vornehme Frau sprach sie mit der gleichen Betonung wie als Bäuerin, in beiden mit denselben Gesten, welche darin bestanden, daß sie stets die rechte Hand flach ausgestreckt von der Schulterhöhe bis zum Kinn bewegte, als zerschnitte sie etwas, während der übrige Körper und der linke Arm völlig unbeweglich blieben. Vergeblich hatte

ihr Mann verlangt, daß sie die Hand wenigstens bis zum Kopfe erhebe und den Arm in seiner ganzen Länge ausstrecke. Was sollte sie aber mit dem so weit vorgestreckten Arme anfangen? Das hätte sie nie gewagt! Ihr Mann, ja, der konnte wohl seine Arme wie Windmühlenflügel schwingen, er war ja ein großer Schauspieler, aber sie war wider Willen, der Not gehorchend, Komödiantin geworden.

„Die reine Pagode,“ sagte der Herzog, als er Frau Duchatellier ihre Worte so mechanisch hersagen hörte.

„Schadet nichts, aber das Mädchen ist anmutig,“ meinte Bachollet.

„Anmutig? Sagen Sie lieber entzückend!“ ergänzte Gaston. „Ich habe noch nie eine so wohlklingende, liebliche Stimme gehört und ein so feines und durchdachtes Spiel! Ist das nicht merkwürdig hier in Noisy?!“

Allerdings war Zita auch mit Leib und Seele bei ihrer Rolle. Als Frau Duchatellier, um sich anzukleiden, von der Kasse nach dem Coulissenraum gekommen war und gemeldet hatte, der junge Chamontain und der Herzog von Paradan seien in den Saal eingetreten, hatte diese Nachricht große Erregung unter der Truppe hervorgerufen.

„Welch glücklicher Zufall, daß wir gerade heute ‚Vor sechzehn Jahren‘ geben,“ rief Duchatellier aus, „ein Stück, in welchem ich mich im Staatsratsfrack und mit dem Degen an der Seite zeige. Marietta, reiche mir alle meine Schmucksachen und alle meine Orden!“

Duchatellier hatte, als er die frohe Botschaft erfuhr, keine Sekunde daran gezweifelt, daß diese Leute der höheren Gesellschaft seinetwegen gekommen seien. Gewiß war sein Ruf bis zu ihnen gedrungen und sie wollten die glückliche Gelegenheit benutzen, sich zu überzeugen, ob denn dieser berühmte Duchatellier wirklich so vortrefflich spiele. Wohlan, sie sollten sehen!

Wie der Direktor, so dachte auch Theodor. „Wie gut, daß wir heute ‚Vor sechzehn Jahren‘ spielen.“ Wie gut, daß er an diesem Abend nicht „Bruno der Spinner“ geben mußte. Theodor spielte die Arbeiterrollen ganz leidlich, aber mit Vorliebe gab er die vornehmen und feinen Herren, und nun spielte er heute sogar einen Baron. Welch' günstiger Zufall! Da sollten sie etwas erleben! Das war ja, wie er meinte, seine beste Rolle, er war darin seiner Ansicht nach unvergleichbar.

Jünger und deshalb weniger zur Selbstverherrlichung veranlagt, hatte sich Zita keineswegs eingeredet, die Herren seien ihretwegen gekommen, aber bei dem Gedanken, daß sie vor ihnen erscheinen werde, empfand sie doch eine gewisse Aufregung, die sie vor dem gewöhnlichen Publikum nicht fühlte, hatte sie doch noch nie vor einem Herzog gespielt. Sie vertiefte sich daher ganz in das Studium ihrer Rolle.

Das heute längst veraltete und vergessene Drama „Vor sechzehn Jahren“ enthält zwei Rollen, die der Mutter und die des Sohnes, in welchen, wie Theodor sagte, sich die ganze hohe Schauspielkunst entfalten kann. Frau Duchatellier zeigte nun freilich nichts von dieser höheren Kunst, sie leierte ihre Rollen einfach ab. Dagegen erwies sich Zita in der Rolle des Knaben als eine Schauspielerin von Kopf bis Fuß. Sie hatte, seit der Vater ihr diese Rolle vor vier Jahren zugeteilt, sie lange mit Lachapelle studiert und beim Spielen selbst durchdacht und immer mehr eingeübt, was für einen geweckten Geist noch immer die beste Methode ist, und sie legte jetzt mit ihrer frischen, jugendlichen Lebhaftigkeit in die Rolle einen Zartsinn, eine Gefühlstiefe, einen sanft berückenden Zauber, gehoben noch durch den Wohllaut ihrer Stimme und durch ihr unergründliches, gleichzeitig fröhliches und melancholisches Lächeln.

„Wahrhaftig, sie hat Talent,“ rief Gaston. „Sie ist eine wahre Schauspielerin!“

„Sonderbar, sehr komisch!“ antwortete Bachollet.

Wenn Zita auch nicht hörte, was die drei jungen Männer sagten, so sah sie doch recht gut, welche Wirkung ihr Spiel hatte: sie lauschten gespannt, sie schienen von ihrer Leistung befriedigt zu sein. Eine stille Freude erfüllte ihr Herz, denn das war nicht ihr gewöhnliches Publikum von Bauern und einfachen Leuten, das immer Beifall klatschte, zum Schönen wie zum Schlechten (namentlich zum Schlechten); nein, das waren Habitués der ersten Vorstellungen, denen ihr Spiel gefiel; sie gehörten dem „Tout-Paris“ an, das in den Premièren sein entscheidendes Votum abgibt, für das die Autoren ihre Stücke schreiben und die Schauspieler alle ihre Kunst und Kräfte aufbieten, Leute von Erziehung, von geläutertem Geschmack, von richtigem Blick und Urteil; wie sollte sie nicht auf deren Lob stolz sein? Es war also wahr, was ihr Lachapelle so oft gesagt: sie war eine wahre Künstlerin, sie besaß Talent! Oft genug hatte sie sich gefragt, ob sich nicht der arme Alte durch seine Zuneigung für sie blenden lasse. Nun sagten es ihr aber Leute, denen sie unbekannt war, die sie zum erstenmal sahen! Es fehlte nicht viel, so hätte sie in ihrer freudigen Verwirrung ihnen einen herzlichen Dank zugerufen.

Daß Zitas Spiel auf die jungen Leute Eindruck gemacht, hatten auch Frau Duchatellier, Lachapelle und Marietta, als sie auf der Bühne waren, bemerkt, und auch Joseph, der hinter den Coulissen stand. Auf der Bühne Duchatelliers gab es nämlich keinen Souffleurkasten; man soufflierte wie auf den englischen Theatern aus der Coulisse hervor. Wer gerade nicht mitspielte, mußte soufflieren und den Vorhang aufziehen oder fallen lassen. Da Joseph erst im dritten Akt erschien, so soufflierte er während der beiden ersten. Von der Coulisse rechts, in der er saß, konnte er die Gruppe der jungen Leute dort in der linken Ecke des Saales, ihm fast gegenüber, genau beobachten; er sah, daß sie kein

Auge von Zita abwandten. Als er ihre Anwesenheit im Saale erfuhr, hatte er sich keineswegs, wie Duchatellier und Theodor, eingebildet, sie seien seinetwegen erschienen, sondern er war sogleich infolge seiner beständigen Eifersucht auf die Vermutung gekommen, daß die jungen Leute nur Zitas wegen da seien, und aus den verzehrenden Blicken, die Gaston Chamontain auf sie warf, schloß er, daß sein Verdacht begründet war.

„Ich wußte es ja, sie sind ihretwegen gekommen!“ Und gleich darauf, als er Zita beobachtet, fügte er hinzu: „Und für sie spielt sie auch!“

Seine Aufregung war so groß, daß er das Soufflieren vergaß und Frau Duchatellier einmal stecken blieb.

Vater Lachapelle war neben Joseph getreten und sagte leise zu ihm: „Siehst du sie? Hörst du sie? Ist sie nicht reizend!“

Joseph antwortete nicht. Der Alte schüttelte ihn: „Bist du taub oder blind? Schläfst du? Sieh doch, wie diese jungen Herren entzückt sind.“

„Lassen Sie mich zufrieden!“ erwiderte Joseph, außer sich vor Wut.

Daß sie entzückt waren, brauchte man ihm nicht erst noch zu sagen, er sah es ja selbst deutlich genug.

Lachapelle ließ Joseph in Ruhe. Er war über dessen Antwort nicht böse; er hatte Besseres zu thun: er sah und hörte Zita, die eben ihre Hauptszene begann, und dachte, Joseph wolle auch so ungestört, wie er, sehen und hören.

Joseph kannte die Wirkung, welche die zwischen Mutter und Sohn spielende, packende Szene dieses Stückes stets hervorbrachte, zu gut, als daß ihn der Beifall, der Zita jeden Augenblick unterbrach, überrascht hätte; allein noch nie war der Beifall so stürmisch, so anhaltend gewesen, noch nie ein solches Schluchzen und Thränenwischen im Publikum erlebt worden. An manchen Stellen wurde der Fortgang des Dramas durch

ein minutenlanges Beifallklatschen unterbrochen, und hieran beteiligte sich nicht nur das gewöhnliche Publikum, sondern auch Chamontain, der Herzog und ihr Begleiter.

O, wenn er diese drei nicht vor den Augen gehabt hätte, wie froh, wie stolz würde ihn Zitas Triumph gemacht haben, aber ihre Beifallsrufe vergifteten ihm die Freude über Zitas Erfolg; sie weinten nicht, wie die andern, sie betrachteten Zita unablässig, diese Nichtswürdigen!

Endlich fiel der Vorhang, hob sich aber wieder unter dem stürmischen Hervorruf des ganzen Publikums und erst nach fünf Minuten kam Zita hinter die Coulissen, wo sie ihr Vater mit offnen Armen empfing: „Komm an mein Herz, ich bin stolz auf dich, du bist ganz meine Tochter!"

Nach der Umarmung des Vaters kam die der Mutter: „Sage bloß, wo hast du nur das alles her?"

Dann kam die Reihe an Lachapelle, Theodor, Stanislaus und Marietta.

Man drückte ihr die Hände, man lachte und jeder machte seine freudigen Bemerkungen.

„Ja, wir Schauspieler, wir Schauspieler!" wiederholte Theodor, indem er den Kopf zurückwarf.

„Das erinnert mich an meinen letzten Triumph als Kean," sagte Duchatellier.

Nur Joseph war in seiner Ecke geblieben und sagte gar nichts. Zita trat zu ihm hin, glücklich lächelnd.

„Bist du zufrieden mit mir?" fragte sie, indem sie ihm beide Hände reichte.

„Du warst sehr schön."

„Wie du das wieder sagst?"

„Aber warum spieltest du gerade heute abend so leidenschaftlich?"

Sie sah ihn erstaunt an.

„Ja! Warum hast du dir heute abend solche Mühe gegeben, wie noch nie?"

„Nun, weil ein Publikum im Saale war, welches eben verdient, daß man sein Möglichstes thut.“

„Aha, du gestehst es also ein!“ rief er wütend.

„Nun ja. Ich sah Leute im Saale, die wissen, was die Bühne bedeutet, die den ersten Vorstellungen beizuwohnen pflegen, die nicht Philister oder Bauern sind, wie wir sie jeden Abend vor uns haben, und ihnen wollte ich gefallen, für sie habe ich gespielt und mir dabei eingebildet, ich stünde vor einem Pariser Publikum. Ist das nicht ganz natürlich? Wirst du nicht jetzt gleich dasselbe thun?“

„Ich?“

„Ja, du spielst den Chambord ausgezeichnet. Widme dich ganz deiner Rolle! Sie werden dir applaudieren, wie sie es bei mir gethan.“

„Was ich mir aus dem Beifall dieser Dummköpfe mache!“

„Es sind keine Dummköpfe.“

„Du findest sie intelligent, liebenswürdig, schön, nicht wahr? Namentlich den Großen mit dem blonden Barte?“

„Herrn Gaston Chamontain?“

„Siehst du? Du kennst ihn, du weißt schon seinen Vornamen?“

Sie zuckte mit den Achseln und wollte weggehen; er hielt sie am Handgelenk zurück.

„Geh nicht, verlaß mich nicht! Du siehst, in welchem Zustande ich bin.“

„Was kann ich dafür, wenn du den Kopf verlierst!“

„Aber es geschieht ja nur aus Liebe zu dir, aus Eifersucht, aus Verzweiflung!“

„Mein armer Joseph!“

„He, Joseph!“ rief Duchatellier.

Aber Joseph rührte sich nicht; er hielt immer noch Zitas Hand fest und wäre eher gestorben, als daß er sie jetzt losgelassen hätte. . . .

Für den zweiten Akt diente wiederum dieselbe Dekoration. Man stellte die Möbel etwas um, und so wurde aus dem Boudoir ein Salon. Zu dieser Verwandlung hatte Duchatellier Joseph rufen wollen, denn in seiner Staatsratsuniform, mit seinem Degen, mit allen seinen Orden und Brillanten konnte er doch nicht gut die Möbel auf der Bühne rücken; ebensowenig konnte es Theodor in seinem Bräutigamsstaat und mit seinen Handschuhen, die anzuziehen ihm stets so große Mühe kostete. Da aber Joseph nicht antwortete, verrichteten Lachapelle und Stanislaus den Maschinistendienst.

Joseph hatte Zita noch immer an der Hand, er hatte sie in den dunkelsten Winkel des Theaters geführt.

„Ach, wenn du nur herzliches Mitleid mit mir hättest!" sagte er.

„Warum sollte ich nicht aufrichtig gegen dich sein?"

„Weshalb bringst du mich denn zur Verzweiflung?"

„Was habe ich denn gethan, das dich zur Verzweiflung bringen könnte? Du bist von Sinnen! Soll ich etwa schlecht spielen deiner Marotte wegen?"

„Aber du sollst nicht gut spielen, um den andern zu gefallen. Du denkst, sie haben deinem Talente Beifall geklatscht? Nein, deiner Person, deiner Schönheit, deiner Anmut. Und du schämst dich nicht?"

„Nicht im geringsten," sagte sie lächelnd.

„Du bringst mich um!" . . .

Der zweite Akt begann; da aber Zita in demselben nicht aufzutreten hatte, so fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Willst du etwa bestreiten, daß diese aufgeblasenen Wichte deinetwillen gekommen sind?"

„Warum nicht gar? Sie kannten mich ja vor einer Stunde noch gar nicht."

„Dann hat man ihnen jedenfalls von dir erzählt, und da kamen sie, um deine Schönheit zu sehen. Und du wirfst

dich ihnen gleich an den Kopf, machst alle erdenklichen Anstrengungen, um ihren Beifall zu finden! Warum thatest du das?“

„Ich habe es dir ja schon gesagt, ich wollte ihnen gefallen! Ist es nicht unser Beruf, denen zu gefallen, die uns zuschauen und zuhören?“

„Und warum spielst du denn nicht alle Tage so, wie heute abend? Warum sagt dir der Herzog von Paradan, warum der junge Chamontain zu, und die andern nicht?“

„Weil sie mehr verstehen und fühlen, als das gewöhnliche Publikum, weil mir ihr Beifall mehr Freude macht, als der eines Bauern.“

„So, also diese höhere Gesellschaftsklasse willst du begeistern, hinreißen?“

„Gewiß. Warum auch nicht? Glaubst du denn, es sei der Ehrgeiz meines Lebens, ewig in Noisy Komödie zu spielen? Wenn ich intelligenten Leuten gefalle, so können sie ihren Freunden von mir erzählen und man wird mich kennen lernen wollen. Wer weiß, was dann kommt!“

„Paris, nicht wahr?“

„Gut, warum nicht Paris?“

„Daran ist bloß der alte Lachapelle schuld, der setzt dir solche verrückte Dinge in den Kopf.“

„Das nennst du verrückt?“

„Jawohl, denn vernünftigerweise solltest du nicht daran denken, deine Eltern, uns alle zu verlassen; was soll aus ihnen, was soll aus uns ohne dich werden?“

„Kann ich meinen Eltern mehr nutzen, wenn ich das ganze Leben hindurch mit ihnen das Elend schleppe, oder wenn ich mir eine Stellung erringe, an der sie mitgenießen?“

Joseph fand keine Antwort. Der Zorn, der bisher seine Stimme erzittern machte, wich einem tiefen Gram.

„Das ist es gerade,“ sagte er dumpf. „Meine Ahnung,

als ich diese drei Männer sah, daß sie das Unglück mit sich brächten, hat mich nicht getäuscht. Du bist jetzt für mich verloren. Ist es nicht heute, so ist es morgen, denn es ist nicht bloß die Schauspielerin, die ein andres Publikum haben will, sondern auch das Mädchen, das eine andre Umgebung verlangt, ein andres Leben sucht, einen andern Umgang träumt. Dir braucht man jetzt nur ein einziges Wort zu sagen, damit du aufhorchst: Paris! Und du wirst hinreisen, ich weiß es, du wirst uns verlassen! Ich schwöre dir, daß ich in diesem Augenblick nicht bloß an mich denke, sondern auch an dich, vor allem an dich! Was wirst du in Paris treiben, wie wird es dir ergehen, was wird aus dir werden? Du beklagst dich über das Elend hier, aber es gibt in der Welt deiner Träume noch andres, schwereres Elend, als die Geldnot, wenn man Stolz im Herzen hat. Du kennst es noch nicht, dieses Elend, aber wenn du es dereinst um dich her findest, dann ist es zu spät ... Zita, geh nicht fort!"

„Wer spricht denn vom Fortgehen?"

„Ich, denn ich fühle es, daß du uns verloren gehst, und ich bin in Verzweiflung darüber. Was soll aus mir werden, wenn du nicht mehr da bist? Du weißt wohl, daß ich in die Truppe deines Vaters nur deinetwegen eingetreten bin, dich zu sehen, in deiner Nähe zu leben. Du wirst schönere Männer in glänzenderen Verhältnissen und mit klangvolleren Namen finden, die dich zu lieben vorgeben, das ist keine Frage, aber du wirst niemals einen finden, der dich so aufrichtig lieben und sein Alles so in dich setzen wird, wie ich: Hoffnung, Gegenwart, Zukunft, Ehrgeiz, Glück. Was du Elend nennst, das nenne ich Paradies. Und du verwöhnst mich doch keineswegs. Aber ich liebe dich so, daß ich schon glücklich, der glücklichste Mensch der Erde bin, wenn ich dich nur sehe oder höre, wenn du mich nur ansiehst. Wi oft des Nachts habe ich unsern Wagen verlassen und mein Ohr dicht an die Wände des deinigen gepreßt, um zu hören.

wie du schläfst, wie du atmest, um nur in deiner Nähe zu sein, ganz allein im Glanz der Sterne, die auf mich niederblickten."

In diesem Augenblick rief Lachapelle: „Zita, schnell, wir beide sind dran. Achte auf deine Abgangsworte, sie müssen zünden. Komm rasch!"

Siebentes Kapitel.

Im Theater Duchatellier hatte sich noch ein Amt erhalten, das einst lange Zeit hindurch auf allen Bühnen in Ehren stand: das eines „Sprechers" der Truppe. Natürlich war Herr Duchatellier selbst der „Sprecher". So hielt er denn am Schlusse jeder Vorstellung eine Ansprache an sein Publikum. Es war sein schönster Augenblick, wenn er seine Rede allabendlich triumphierend mit den Worten: „Meine Damen, meine Herren!" beginnen konnte, namentlich wenn ihm ein dem Stück entsprechendes Kostüm es ermöglichte, die ganze Grazie und Würde seines Wesens zu entfalten. In dem Drama „Vor sechzehn Jahren" kam ihm nun gerade sein Anzug — der schon erwähnte Staatsratsfrack mit Degen — vortrefflich zu statten, das glänzende Kostüm schien seine Beredsamkeit anzuschüren, und niemals fand er schönere Ausdrücke, als wenn er beim Sprechen die Hand auf den Griff dieses Degens stützen konnte. Vollends vor dem heutigen auserwählten Publikum. In seiner Schlußrede kündigte er nicht allein das Schauspiel für den nächsten Tag an, sondern er hielt auch über das soeben gespielte Stück einen Vortrag und gab seinem Publikum eine Art von Kritik, in welcher er jedem, dem Verfasser, dem Regisseur und auch einzelnen Darstellern die ihnen gebührende Anerkennung zollte.

„Ich erfülle eine angenehme Pflicht," begann er,

„indem ich Ihnen für den eifrigen Zuspruch danke, mit welchem Sie unsre Ankunft in Ihren Mauern begrüßt haben.“

Sodann drückte er den Schauspielern seine Erkenntlichkeit aus: „Ich danke ferner dem heutigen Liebhaber, dem Bürger von Noisy, der in der Rolle des Korporals eine außerordentlich feine Komik entwickelt hat.“

„Was? Der Siruphändler? Der Senfkrämer?“

„Der thäte besser, seinen Kaffee zu rösten!“

Duchatellier verlor durch diese Unterbrechungen den Faden seiner Rede keineswegs. Er kam nun auf den glänzenden Erfolg seiner „Tochter und Schülerin: Fräulein Zita“ zu sprechen.

Seine Tochter! Seine Schülerin! Was konnte er mehr zu ihrem Ruhme sagen? Welche Bezeichnungen hätten diese beiden Eigenschaften aufgewogen, vermöge deren sie ganz selbstverständlich das schönste Weib und gleichzeitig die herrlichste Schauspielerin sein mußte.

„Ich kann die Tochter nicht loben,“ sagte er, „ohne daß gleichzeitig das Lob auch ihrem Vater, ihrem Lehrer zufiele; ich werde daher weder von ihr noch von ihm sprechen. Sie haben beiden Ihren Beifall gespendet.“

„Wie garstig! So ein Kosak!“ rief der Herzog aus. „Wie sich der Prahlhans selbst das beste Teil des Lobes zuschreibt!“

Duchatellier war indessen herablassend genug, auch die andern Mitglieder der Truppe zu erwähnen, allerdings nur ganz flüchtig, und dann die Vorstellung für morgen anzukündigen: das Lustspiel „Herr Jovial“, oder „Gerichtsvollzieher und Dichter“ und „Gottes Gnade“, das von ganz Paris bewunderte Volksschauspiel, in welchem Zita, seine Tochter und Schülerin, unvergleichlich sei.

„Wie wär's, wenn wir morgen wiederkämen, um ‚Gottes Gnade‘ mit anzusehen?“ fragte Gaston.

„Welche Idee!“ antwortete der Herzog.

„Ei, ei. Also eine kleine Leidenschaft?“ sagte Bachollet lachend.

Gaston wandte sich ab. „Kommt noch etwas?“ fragte er die Apothekersfrau.

„Ja, Theodor wird noch die Legende vom großen Teich singen. Er ist darin ausgezeichnet.“

„Brechen wir auf.“

Der Weinschank war noch offen, um den etwa durstig gewordenen Theaterbesuchern eine Erfrischung zu bieten, und das schwache Licht des Ladens warf einige Strahlen auf die dunkle Straße hinaus, so daß die drei Herren ihren Wagen gleich wiederfanden.

„Ist es wirklich Ihre Absicht, morgen wieder hierherzugehen?“ fragte Bachollet.

„Warum nicht?“

„Morgen bin ich in der Kammer,“ sagte der Herzog abwehrend, „wir haben eine wichtige Sitzung.“

„So? Ich begreife nicht,“ sagte Bachollet lachend, „daß für Sie eine Sitzung wichtig sein soll. Ich bin nicht oft in die Deputiertenkammer gegangen, die sehr wenig Unterhaltendes bietet, aber jedesmal habe ich die Ruhe bewundert, welche Sie inmitten aller der aufgeregten Leute zeigen.“

„Wirklich?“

„Ja, alle Ihre ehrenwerten Kollegen sind so geschäftig, so erregt, nur Sie nicht. Auf Ihren Sitz zurückgelehnt, die Augen nach der Saaldecke gerichtet, die Hände in den Taschen, mit gleichgültiger, gelangweilter, geringschätziger Miene, niemand zuhörend, nach nichts sich umschauend; leidenschaftslos, kühl bis ans Herz hinan, sitzen Sie da — auf Ehre, ich finde das schick, sehr schick! Keine Rede könnte so ausdrucksvoll sein, wie Ihre einfache Haltung!“

„Sie sind zu gütig.“

„Aber Sie, Bachollet, Sie werden mich doch nicht im Stiche lassen?“ sagte Gaston.

„O, bei mir hängt das ganz vom Wetter ab. Bekommen wir Frost, so bin ich engagiert; taut es dagegen, so bleibe ich so lange hier, bis unsre Rennbahn abgesteckt ist.“

Gaston war nämlich zu dieser Jahreszeit nach dem Schlosse gekommen, um eine Rennbahn anzulegen, auf welcher er seine Jagdpferde zureiten lassen wollte. Der Herzog hatte ihn begleitet, um darüber zu wachen, daß die Anlagen des Parks, den er doch eines Tages zu erben hoffte, geschont blieben und daß man die Bahn nicht durch hohe Baumgruppen hindurchziehe und diese zerstöre. Bachollet aber hatte Paris verlassen, weil er es für unmöglich hielt, daß einer seiner Freunde eine Rennbahn anlegte, ohne seinen Rat, den Rat des in allen Sportangelegenheiten erfahrensten und verständigsten Mannes in Anspruch zu nehmen.

„Dann gehen wir also morgen noch einmal ins Theater,“ fuhr Gaston fort. „Wir bringen schließlich unsern Abend hier nicht schlechter zu, als auf dem langweiligen Schlosse.“

„Aber nur, wenn es taut.“

In der That regnete es während der Nacht, und nachdem der Herzog am andern Tage nach Paris gefahren war, beschäftigten sich die beiden Freunde damit, die Arbeiten an der Rennbahn zu überwachen. Die Erde war allerdings noch zu hart, um die Gräben zu ziehen, aber wenigstens konnte man sie abstecken, konnte die Ginsterhecken pflanzen, die Bankette und Gräben mit Rasen belegen. So schritten sie in ihren hohen Jagdstiefeln, ihren warmen Joppen und Pelzmützen über den aufgeweichten Grasboden hin, bald Pfähle vom Hügel nach den Flußwiesen hinabtragend, bald vom Flusse wieder den Hügel ersteigend. Bachollet nahm es mit der hohen „Kompetenz“, die er sich zuschrieb, heilig ernst und hätte es nicht geduldet, daß man eine Hürde anlegte, ohne daß er zuvor deren Höhe und Neigung gemessen hätte.

Es gab somit den Tag über vollauf zu thun und man sprach weder von Zita noch vom Theater Duchatellier. Als

es aber Abend wurde, wußten sie nicht, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollten. Karten oder Billard spielen? Bachollet liebte das Spiel nur, wenn er eine Galerie von Zuschauern um sich hatte; mit einem Freunde allein spielen, war ihm mehr als langweilig. Lesen? Zeitungen kamen zu dieser Jahreszeit nicht nach dem Schlosse und die Bücher der Bibliothek boten keinen Reiz der Neuheit. Da blieb nichts übrig, als sich an dem hohen Kamine des Rauchzimmers zu erwärmen, die brennenden Scheite mit der Feuerzange zu bearbeiten, um die Funken hervorsprühen zu lassen; aber auch diese Zerstreuung wurde bald einförmig und konnte unmöglich bis zum Schlafengehen vorhalten. Obwohl während des Winters Bedienstete im Schlosse waren, um Herrn Chamontain aufzuwarten, wenn er seine Mühlen besuchte, waren diese großen, unwohnlichen Gemächer doch öde und kalt; das seit einigen Tagen in mehreren Zimmern brennende Feuer vermochte dieselben ebensowenig zu durchwärmen, als sie der leise Tritt von drei oder vier Dienern belebt machte.

„Was fangen wir jetzt an?" fragte Gaston, als sie nach dem Diner ins Rauchzimmer zurückgekehrt waren.

„Ja, gehen wir denn nicht in jenes Theater?"

„Ich fürchtete, es würde Ihnen langweilig sein."

„Es ist schließlich doch ein Mittel, den Abend hinzubringen."

„Gut! Ich werde sofort anspannen lassen," sagte Gaston mit bezeichnender Lebhaftigkeit.

Als sie in den Theatersaal eintraten, fanden sie ihn ebenso voll wie tags zuvor und mußten wiederum stehend warten, bis ihnen Stühle gebracht wurden. Das erste Stück war beinahe zu Ende gespielt. Joseph stand eben auf der Bühne; an seinem Fuße war eine Klingelschnur befestigt, deren andres Ende Theodor, der unter einem Tische versteckt war, in der Hand hielt. Die Grimassen Josephs, der, am Bein zurückgehalten, Frau Duchatellier seine Liebes-

erklärungen machte, waren so komischer Natur, daß das Publikum aus dem Lachen nicht herauskam. Als ernsthafter Liebhaber ließ Joseph sein Publikum kalt, aber in den komischen Rollen war er wirklich amüsant. Darauf erschien Zita, hatte aber nur wenige unbedeutende Worte zu sprechen, die unter den Späßen Josephs und Theodors, mit welchen das Stück schloß, völlig verloren gingen.

Diesmal galt der Beifall Theodor, und das war ein ganz andrer, aufrichtigerer Beifall als er auf manchem großen Theater errungen wird, wo die Claque thätig ist. Hier klatschte alles, die Männer, die Frauen und die Kinder aus Leibeskräften, was bei diesen robusten, großen und schwieligen Händen nicht wenig heißen will. Der Lärm war betäubend. Unter den Frauen, die den größten Enthusiasmus im Klatschen zeigten, bemerkte Gaston eine in Trauer gekleidete starke Dame, welche reichen Jettschmuck trug und nicht zufrieden, mit den Händen ihrem Beifall Ausdruck zu geben, auch noch mit den Füßen stampfte und laut rief: „Bravo, Theodor, bravo!“

„Daß diese dicke Tante sich nicht fürchtet, auffällig zu werden,“ sagte Bachollet.

Im Zwischenakt wurde ihnen das Rätsel dieser Begeisterung von der Apothekersfrau gelöst, die wieder, wie gestern, hinter ihnen saß. Wie sie erzählte, war „diese dicke Tante“ die Frau eines Bauunternehmers, bei welchem Theodor ehemals als Malergehilfe gearbeitet hatte. Beide sollten sich so gut vertragen und einander derart verstanden haben, daß der Meister seinen Arbeiter an die Luft setzte. Seit einigen Monaten war die Frau aber Witwe und suchte nun ihren alten Freund auf. Ihr Mann hatte ihr ein schönes Vermögen und ein Landhaus in Nogent hinterlassen. „Aber ihr Reichtum,“ meinte die Apothekersfrau, „hat sie nicht zur anständigen Frau gemacht, sonst wäre sie wohl nicht in tiefer Trauer ins Theater gekommen.“

Die Unterhaltung dauerte so noch eine Weile fort, aber ohne Gaston und Bachollet besonders zu interessieren. Was lag ihnen an Theodor und seiner Witwe! Als der Vorhang wieder in die Höhe ging, hatten diese Klatschereien ein Ende.

Eigentlich hatte Gaston zu der heutigen Aufführung nicht kommen wollen, um Zita zu bewundern, sondern eher in umgekehrter Absicht. Als er des Nachts und den Tag über an sie gedacht, da hatte er sich überlegt, daß es für einen Mann in seiner Stellung doch lächerlich sei, sich von einer Schaubudenkünstlerin, wie diese Kleine da, in Aufregung versetzen zu lassen. Als er sie jetzt aber in ihrem Kostüm einer Savoyardin erscheinen sah, so jung, so einfach, so unschuldig und bescheiden, mit ihren großen, sanften und unruhigen Gazellenaugen, da fühlte er am Klopfen seines Pulses, daß er sich einer gewissen Aufregung doch nicht erwehren konnte. Gestern hatte er sie als liebenswürdigen Jungen gesehen, heute aber hatte er ein reizendes Mädchen vor Augen. War sie vorhin in der Rolle einer jungen Witwe, in ein unscheinbares, ärmliches, altmodisches und fadenscheiniges Kleid gehüllt gewesen, so zeigte sich ihre Figur jetzt äußerst vorteilhaft in ihrer ländlichen Tracht: der kurze Rock, die blauen Strümpfe, die plumpen Schuhe, die Leinwandhaube ließen ihren feingeformten Fuß, ihre schlanke Taille und ihre feinen Gesichtszüge nur um so deutlicher hervortreten.

„Sie ist wirklich hübsch," sagte Bachollet, „sehr hübsch."

Aber sie war nicht bloß hübsch in dieser Rolle, sondern sie legte in dieselbe eine Unschuld, eine Naivetät und Schamhaftigkeit, daß Bachollet in der Szene, wo sie sich zum Schlafengehen rüstete und einige ihrer Kleidungsstücke ablegte, ausrief: „Reizend! Ach, wie reizend!"

In den ersten Szenen hatte Gaston mehrmals beobachtet, daß sie einen flüchtigen Blick nach der Seite hin warf, wo er mit Bachollet saß, als wollte sie sehen, welchen Eindruck sie auf ihn ausübe; während dieser Szene aber

bemerkte er, daß sie es sorgsam vermied, die Augen nach seinem Platze zu wenden; nicht ein einziges Mal kreuzte sich sein Blick mit dem ihrigen, sie schien zu spielen, ohne zu sehen.

„Man könnte glauben, es geniere sie, sich auszukleiden," flüsterte Gaston, indem er sich zu Bachollet neigte.

„Ich bitte Sie — eine Jahrmarktskünstlerin!" erwiderte dieser.

Während der weiteren Vorstellung war zwischen den beiden Freunden nicht mehr von Zita die Rede. Selbst als der Vorhang nach dem Schluß des Stückes wieder in die Höhe ging und Zita hervorgerufen wurde, teilten weder Gaston noch Bachollet einander ihre Eindrücke mit.

Erst als sie in dem Wagen saßen, der sie an der Thür des Theaters erwartet hatte, kam Bachollet wieder auf das „hübsche Mädchen" zu sprechen: „Sagen Sie mir, mein Lieber, ob Sie sich für diese hübsche Kleine interessieren?"

„Wie sollte ich mich für ein Mädchen interessieren, das ich vor zwei Tagen noch nicht gekannt habe und heute zum zweitenmal sehe?"

„Sind etwa Wochen dazu nötig, um sich in ein Mädchen zu verlieben, wenn es so hübsch ist, wie diese Zita?"

„Aber ich weiß ja nichts von ihr, als daß sie Komödie spielt. . . ."

„Und zwar vortrefflich."

„Und daß sie bei ihren Eltern ist. Sie ist gewiß brav und rechtschaffen."

„Ich bitte Sie: In diesen Kreisen . . ."

„Gerade diese Kreise würden genügender Grund sein, mich davon abzuhalten, wenn ich mir einfallen ließe, mich ihr zu nähern. Können Sie sich vorstellen, wie ich mich als Verehrer von Fräulein Zita, der ersten Liebhaberin des ‚Großen Theater Duchatellier', ausnehmen würde?"

„Aha! Wenn sie also die erste Liebhaberin eines Pariser Theaters wäre, würden die Gründe, welche Sie jetzt

zurückhalten, nicht mehr vorliegen? Nun, dann sind diese Gründe herzlich schwach. Diese Zita ist hübsch und ist talentvoll genug, um Ihnen Ehre zu machen. Was ist dazu erforderlich? Ganz einfach, daß sie nicht die arme kleine Dorfkomödiantin bleibt. An dem Tage, wo sie auf einem großen Theater erscheint, werden Sie sehen, was sie für eine Carriere macht."

Sie waren am Gitter des Schlosses angelangt; das Gespräch wurde hier abgebrochen, und da Bachollet am andern Tage noch vor dem Mittagessen nach Paris zurückfuhr, wurde es auch nicht wieder aufgenommen.

Achtes Kapitel.

Wenn Entschlossenheit nicht gerade zu den hervorragenden Charaktereigenschaften Gastons gehörte, so war dies weniger einer natürlichen Veranlassung zuzuschreiben, als der Erziehung, die er empfangen, und der Umgebung, in der er gelebt hatte. Chamontain, der Vater, war im Drange seiner zahlreichen Geschäfte außer stande gewesen, sich viel um seine Kinder zu kümmern, und hatte ihre Erziehung der Mutter überlassen; und da diese ihre Kinder leidenschaftlich liebte, so hatte sie sich dieser Aufgabe, die ja ihr ganzes ödes Leben ausfüllen mußte, mit Freuden unterzogen.

Die hingebende mütterliche Zärtlichkeit war nun aber leider mit äußerster Schwachheit verbunden. Wie konnte die Frau ihre Kinder, die sie anbetete, ermüden, verstimmen, auf ihren blühenden Gesichtern eine Falte, in ihren fröhlichen Augen je eine Thräne erscheinen lassen? Der Sohn war nicht auf der Schule, die Tochter nicht im Pensionat gewesen; er hatte einen Hauslehrer gehabt, sie eine Erzieherin, welche schon Kinder der vornehmsten Familien unter-

richtet hatten, und jeden Tag war dem Hauslehrer wie dem Fräulein unaufhörlich wiederholt worden: „Aergern Sie die Kleine nicht, gehen Sie mit Gaston nicht zu rasch vor!“ Lehrer und Lehrerin gehorchten dieser vom Mutterherzen gegebenen Weisung. Wie konnte der Lehrer den Knaben vorwärts bringen, wenn die Mutter beständig zu ihm sagte: „Schonen Sie ihn; er ist etwas schwächlich“? Um keinen Preis hätte er gewagt, diese Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, und obschon es ihn Ueberwindung kostete, fügte er sich doch und beruhigte sich mit dem Gedanken: „Wir werden morgen die verlorene Zeit einholen.“ Aber das „Morgen“ fand sich niemals für die verlorene Arbeit wieder, während die gesellschaftlichen Zerstreuungen einander ohne Unterbrechung folgten. Wie sollte man des Vormittags einem Jungen etwas beibringen, der erst um Mitternacht zu Bette gegangen war? Wie des Nachmittags, wenn er zum Rennen oder in die Ausstellung gehen sollte? Gaston unterwarf sich gewissenhaft den Anordnungen seiner Mutter, soweit dieselben geistige Anstrengungen betrafen, zeigte aber keineswegs die gleiche Folgsamkeit, wenn es sich um körperliche Strapazen handelte. Im Alter von fünfzehn Jahren ritt er die wildesten Pferde, und als er achtzehn Jahre alt war, galt er für einen der besten Fechter. Allerdings war er dafür auch mit neunzehn Jahren dreimal bei der Abiturientenprüfung durchgefallen, und erst mit zwanzig Jahren erwarb er mit Mühe und Not das Zeugnis für den einjährigen Militärdienst.

Beim Regiment konnte sich der mütterliche Einfluß nicht mehr geltend machen, aber an seine Stelle trat der väterliche. Das Parlament, der Senat, die Minister, der erzbischöfliche Palast, der Präsident, die Republik, die Bank- und Börsenkreise, die Theaterwelt, alles war zu gunsten Gastons in Bewegung gesetzt worden. Gaston traf beim Regiment mit einem Koffer voll Empfehlungsbriefen ein:

an den kommandierenden General des Armeecorps, den Oberst des Regiments, den Compagniechef, den Stabsarzt, bis zu den Unteroffizieren herab; für ihn sollte die straffe militärische Disziplin nicht existieren, und sie wurde in der That für ihn so gemildert, daß sein Vater, der einflußreiche Deputierte, beim Minister die Erlassung sämtlicher, an einem bestimmten Tage verhängten Dienststrafen in der ganzen französischen Armee erlangte, weil der Füsilier Gaston Chamontain der ersten Compagnie des zweiten Bataillons eine Strafe erhalten hatte, die ihm allein für seine Person nicht gut erlassen werden konnte.

In das väterliche Haus zurückgekehrt, sollte sich Gaston unter Leitung seines Vaters, der ihn allmählich in die Geschäfte einweihen wollte, zum Kaufmann heranbilden, aber dazu gehörten Zeit und Geduld, und an beiden fehlte es dem Vater. Fieberhaft beschäftigt, wie er war, konnte er täglich auch nicht eine freie Stunde der Unterweisung seines Sohnes widmen. Und überdies war Geduld nicht seine starke Seite. Bei ihm sollte man schon begriffen haben, bevor er noch gesprochen hatte, und er verzieh weder einen Irrtum, noch ertrug er einen Widerspruch; auch von den Seinigen nicht, ja von ihnen noch weniger als von andern, denn er hatte von ihrer Intelligenz durchaus keine hohe Meinung; seine Frau und Tochter fand er beschränkt, und seinen Sohn hielt er für einen oberflächlichen jungen Mann. Obwohl für die Außenwelt an den Geschäften beteiligt, war Gaston denselben in Wirklichkeit doch völlig fremd geblieben und wußte weniger davon, als der jüngste Commis; äußerte er einmal eine Ansicht, so fuhr ihn sein Vater sofort mit den Worten an: „Amüsiere dich doch, das ist noch immer besser, als über Dinge reden, die du nicht verstehst.“ Und Gaston ließ sich das gesagt sein: er amüsierte sich und führte ein so lustiges Leben, wie es ihm die väterliche Eitelkeit und Prunksucht gestattete. So lebte er gemächlich dahin,

liebevoll gegen die Mutter, schüchtern und sogar etwas ängstlich gegenüber dem Vater, ein guter Kamerad seiner Freunde und gegen jedermann freundlich und gefällig.

Ein solches Leben konnte natürlich seine Willenskraft nicht allzu lebhaft anspornen; selten ging eine Anregung von ihm aus, meist folgte er dem Willen andrer. Wenn er zu einem Vorschlag etwas sagen mußte, so lautete seine Antwort entweder: „Jawohl," oder: „Mir ist es gleich."

Bei einer solchen Veranlagung Gastons war es kein Wunder, daß die Worte Bachollets auf ihn stärker einwirkten als auf jeden andern, und als Gaston nach Bachollets Abfahrt allein bei Tische saß, vermochte er nicht zu essen, er stand ganz unter dem Einfluß jener Einflüsterung.

„Am Tage, wo sie an einem ihrer würdigen Theater erscheint, wird man sehen, welche Carriere sie machen wird."

Diese Worte kamen ihm immer wieder in Erinnerung, und unbewußt, mechanisch wiederholte er sie im stillen.

Also nur das Theater hatte ihr bisher gefehlt; in Paris würde sie eine Berühmtheit sein. In der That hatte sie alles für sich: Jugend, Schönheit, Anmut, Talent!

Und dabei begann er, sich ihr Bild im Geiste auszumalen. Wie alt war sie? Siebzehn oder achtzehn Jahre. Neunzehn sicher noch nicht; freilich gehört es zu den schwierigsten Aufgaben, das Alter einer Dame festzustellen, die man nur auf der Bühne gesehen hat. Je länger Gaston an sie dachte, desto bestimmter sah er sie; hätte er zeichnen können, so würde er aus der Erinnerung ihr Porträt getroffen haben: ihre schwarzen, gekräuselten Haare, ihre gewölbten Brauen, ihre großen tiefen Augen mit dem unergründlichen, frohen und doch melancholischen Lächeln, ihre Zähne, deren Perlenweiße das ganze Antlitz erhellte. Wie er sie in dem Stück „Die Gnade Gottes" gesehen, so stand

sie jetzt vor ihm. Im vorigen Sommer war er mit seiner Mutter in Aix-les-Bains gewesen und hatte auf den Ausflügen in den Gebirgsdörfern junge Savoyardinnen gesehen, deren Kostüm Zita mit einer ganz erstaunlichen Treue kopiert hatte; sie trug dieselbe grobe Leinwandhaube mit dem großen gefältelten Fond, den ein Binsenreif hochhält, und einem flachen Randstreifen, den eine geklöppelte Spitze einfaßt; in derselben chinesischen Manier hatte sie die Haare aufgesteckt, mit einer Papillote auf jeder Seite; sie trug dasselbe faltengepuffte Miederkleid, die groben Schuhe, die Schürze mit den weiten Taschen, den Brustschleier mit dem geblümten Baumwollshawl darüber; was aber jenen Savoyardinnen fehlte, was Zita allein besaß, das war ihr einfaches, sanftes Wesen und der poetische Reiz, dessen Eindruck er so lebhaft in sich nachwirken fühlte.

Er unterbrach sich in seinen Träumereien und fragte sich, warum wohl dieser Eindruck so lebhaft sei; war es nicht lächerlich, daß es ihm diese kleine Marktkünstlerin so angethan hatte?

Dann fielen ihm aber wieder die Worte Bachollets ein: „Wäre sie erste Liebhaberin am Theater der Porte Saint Martin oder am Gymnase, so wären die Gründe, welche Sie jetzt zurückhalten, nicht mehr vorhanden.“ Und er war genötigt, zuzugeben, daß Bachollet mit jener Bemerkung durchaus recht hatte; wäre Zita nicht eine arme Jahrmarktskünstlerin, so würde er sich in sie verliebt haben. Glücklicherweise war sie aber nun einmal nichts als so eine niedrige Dorfkomödiantin, und da konnte er doch unmöglich so thöricht sein, einer flüchtigen Neigung für eine solche Person Spielraum zu gewähren; man würde sich ja über ihn lustig machen, und dieser Gedanke war ihm unerträglich. Er war also entschlossen, Herr seines Gefühles zu bleiben und sich Zita aus dem Sinne zu schlagen.

Und nach diesem beruhigenden Beschluß verließ er die

Tafel, um die Arbeiter, welche die Gestütsbahn anlegten, zu kontrollieren.

Allein wie interessant diese Arbeit sonst auch war, heute vermochte sie ihn nicht zu fesseln, er konnte Zita darüber nicht vergessen. Vergeblich suchte er ihr Bild zu verscheuchen, es kehrte immer wieder vor ihn zurück, und die Frage: Was ist sie? beschäftigte unaufhörlich seine Gedanken. Er hätte gewünscht, daß ihm jemand Näheres von ihr, von ihrer Herkunft, ihrer Lebensweise, ihren Eltern erzählte.

Im Schlosse konnte er niemand fragen, aber in Noisy würde es leicht sein, Leute zu finden, die nur auf eine Gelegenheit zum Plaudern warteten. Er hatte des Morgens zufällig bemerkt, daß ein Hund seiner Meute von einer leichten Krankheit befallen war, die man durch ein einfaches Mittel heilen konnte; das brachte ihn jetzt auf den Einfall, sofort nach Noisy hinüberzureiten und beim Apotheker eine Salbe zu bestellen, zu der ihm Bachollet das Rezept gegeben hatte. Wenn der Apotheker nichts von Zita wüßte, so konnte der Gastwirt, bei dem er sein Pferd einstellen wollte, und dessen lose Zunge bekannt war, ihm ohne Zweifel die gewünschte Auskunft geben.

Als er im Dorfe ankam, ließ er sich nach der Apotheke weisen, in der er noch nie gewesen war; vergeblich suchte er in der ihm bezeichneten Straße nach einem jener großen Schaufenster, wie sie die Pariser Apotheken schmücken. Nach langem Auf- und Absuchen bemerkte er endlich in einem Gärtchen ein Fenster, hinter dem zwei große Glasbehälter standen; in dem einen schwebte eine Schlange in Spiritus, im andern sah man die langen weißen Streifen eines Bandwurms. Das sah ja medizinisch aus, das mußte wohl die Apotheke sein. Er trat ein. In dem kleinen Laden, dessen vier Wände mit Flaschen und Porzellantöpfen besetzt waren, erkannte er hinter einem Ladentische die gefällige Frau wieder, die ihm bereits im Theater über Zita Auskunft erteilt;

er hatte es also gut getroffen! Er sprach jedoch kein Wort von Zita, sondern nur von der Salbe Bachollets.

„Ich werde meinen Mann rufen," sagte die Apothekersfrau diensteifrig.

Der junge Chamontain in ihrem Hause, welch Ereignis! Was wollte er? War die Salbe der wahre Grund seines Kommens? Eine Frau ist vielleicht in einer Apotheke nicht ganz an ihrem Platze, aber sie war entschlossen, nicht zu weichen, was auch der junge Mann etwa zu bestellen haben möchte. Ei, ei! Und während sie ihm einen Stuhl anbot, sah sie ihn mit dem prüfenden Blick des Arztes an, der seinen Patienten beobachtet.

Indessen hielt sie es doch für schicklich, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

„Nun, wie hat Ihnen denn unser Theater gefallen?"

„Es hat mich in Erstaunen versetzt."

„Nicht wahr? Duchatellier hatte noch vor wenigen Jahren einen bedeutenden Ruf in Paris."

„So, das wußte ich nicht. Wo spielte er denn?"

„In Montmartre oder Batignolles. Er hatte Mißgeschick, wissen Sie. Gegen Schicksalsschläge ist eben niemand gesichert, oft werden die Besten vom Unglück getroffen."

Die Ueberzeugung, mit der sie dies sagte, galt nicht dem Mißgeschicke Duchatelliers allein; besser als irgend jemand wußte sie, daß das Unglück die Besten trifft. War sie nicht ein außerordentliches Beispiel dafür, sie, deren Männer einen hohen Rang in der Armee und im Richterstande bekleidet hatten, und die jetzt kümmerlich in einer Dorfapotheke lebte? Und noch dazu war sie die einzige, die „Apotheke" sagte; Bürger und Bauern sagten „Laden."

In diesem Moment trat ihr Mann ein und Gaston teilte ihm seinen Wunsch mit.

„Also: Sublimierter Schwefel, kohlensaures Natron und Schweineschmalz," antwortete der Apotheker, „das nennen

wir Gelehrten die Helmerichsche Salbe. Ich werde sie Ihnen zurechtmachen; sie ist in einem Augenblick fertig."

Während der Gatte die Droguen in einem Mörser zerstampfte und durcheinander rührte, nahm die Frau die Unterhaltung wieder auf.

„Und wie hat Ihnen unsre Zita gefallen?"

„Sehr gut!"

„Nicht wahr, sie ist reizend? Und sie hat Talent! Leider will Duchatellier immerfort Dramen spielen, während Zita gerade in den Verkleidungsstücken wunderbar lieblich ist."

„Mir hat sie in der ‚Gnade Gottes' besser gefallen, als in ‚Vor sechzehn Jahren'."

„Ich meine in galanten Verkleidungsstücken, wo sie gepudert auftritt, wie ‚Die ersten Waffengänge Richelieus'."

„Wie alt ist sie?"

„Achtzehn Jahre. Sie ist brav und rechtschaffen."

„Ah?"

„Ja, sehr achtbar. Die Duchatelliers leben in ihrem Wagen ganz en famille, einträchtig bei einander und sind trotz ihrer Armut glücklich. Die Mutter besucht die Kirche, und unser Pfarrer hält große Stücke auf sie. Allerdings ist sie nicht auf den Brettern groß geworden. Ihre Familie ist von Adel. Sie hat Duchatellier aus wahrer Zuneigung geheiratet."

Der Apotheker fuhr, ohne an dem Gespräche teilzunehmen, in seiner Arbeit fort.

„Uebrigens wird sie nicht bloß von ihrer Mutter gehütet, auch Joseph hält gute Wacht über sie."

„Der den Pierrot gab?"

„Jawohl; er ist nämlich sterblich in sie verliebt und bleibt nur aus Liebe zu ihr bei dieser armen Truppe, denn er leistet ja weit mehr, als man sonst in einem Theater von Noisy zu sehen bekommt. Er möchte Zita gern heiraten, aber sie will nicht."

„Sie liebt ihn also nicht!“

„Das ist ein Grund ihrer Weigerung, aber sie hat noch andre.“

Der Apotheker hatte den Salbentopf gefüllt, zugebunden und eine Etikette darauf geklebt; er reichte ihn Gaston dar, aber dieser sah es nicht, denn er war ganz Ohr für das, was die Apothekersfrau sagte.

„Was für Gründe?“

„Sie strebt nach etwas Höherem, und man muß zugeben, daß sie dazu berechtigt ist; wenn sie aber Josephs Frau wird, opfert sie ihre Zukunft.“

„Welche Zukunft?“

„Nun: Paris! ein großes Theater! Wenn ein Pariser Direktor sie einmal spielen sieht, so wird er sie ohne Zweifel engagieren, und da ist es besser, wenn sie nicht verheiratet ist.“

Gaston erhob sich und nahm das Töpfchen.

„Und was steht sonst noch zu Diensten?“ fragte höflich der Apotheker. Aber Gaston brauchte weiter nichts; er zahlte, grüßte die Frau und den Mann höflich und verließ den Laden.

„Was glaubst du eigentlich, daß Herr Chamontain hier gewollt hat?“ fragte Frau Legrand, sobald die Thür wieder geschlossen war.

„Er wollte Salbe kaufen.“

„Mein Gott, sind die Männer naiv!“

„Aber Helmerichsalbe ist für Hundekrankheiten vorzüglich.“

„Geh! Er kannte deine Salbe ja nicht einmal dem Namen nach.“

„Was sollte er denn sonst hier gewollt haben?“

„Ueber Zita, in die er verliebt ist, Erkundigungen einziehen! An den wenigen Worten, die wir im Theater wechselten, hat er es gemerkt, daß ich eine gebildete Dame bin, und da hat er sich an mich gewendet, um Näheres zu hören.“

„Na, das war gerade nicht schwer,“ antwortete der

Apotheker mit einem Lächeln, in welchem ein schüchterner Anflug von Spott lag. „Und was weiß er jetzt?“

„Daß Zita ein rechtschaffenes Mädchen ist. Jetzt wird sie ihm noch interessanter sein. Paß auf, wir werden noch unsern Spaß haben.“

„Glaubst du etwa, daß sie dich zu ihrer Vertrauten machen werden?“

„Herr Chamontain hat bereits damit angefangen, und Zita wird mir wohl antworten müssen, wenn ich das erzähle, was ich jetzt erfahren habe. Ich gehe sogleich zu ihr hin.“

„Aber du hast ja gar nichts erfahren!“ rief der Apotheker aus, der keine so lebhafte Einbildungskraft besaß, wie seine Frau.

„Was verstehst du davon! Ich weiß, woran ich mich zu halten habe. Nach dem, was ich im Theater bemerkt habe, ist dieser Besuch sehr bedeutsam. Er hängt an ihr, und das so fest, daß ich gar nicht erstaunt sein würde, wenn er sich jetzt bei den Fuhrwerken herumschliche, um sein Ideal zu sehen. Ich kenne die Männer, wenigstens die verliebten.“

Darauf hatte ihr vierter Mann nichts zu antworten; er begnügte sich damit, die Achseln zu zucken, während sie ihre Schuhe zum Ausgehen anzog.

Es war keine Selbstüberhebung, wenn die Apothekersfrau sagte, sie kenne die Verliebten. Anstatt sofort nach der Herberge zurückzukehren und sein Pferd zu holen, hatte sich Gaston, mehr vom Zufall als von bewußtem Willen geleitet, dem Theater zugewandt und war bei der Allee angelangt, in welcher die Wagen standen.

Erst hier sagte er sich, daß er etwas Kindisches und Lächerliches thue: ein Mann seines Standes um einen Komödiantenwagen herumstreichen!

Trotzdem entfernte er sich nicht, im Gegenteil ging er

langsamer, um Zita zu sehen; aber die Thüren und Fenster der Wagen waren geschlossen und aus dem Kamin stieg kein Rauch auf; es schien niemand anwesend zu sein.

Wie er enttäuscht nach dem Wirtshause zurückging, hörte er im Theatersaal dumpfe Hammerschläge und das Geräusch eines Hobels, übertönt von einem aus voller Kehle gesungenen Liede.

Offenbar wurde im Theater gearbeitet, und die ganze Familie war dort beisammen; die große Thür stand halb offen. Gaston näherte sich derselben und warf einen Blick in den Saal. Zwei Arbeiter waren dort beschäftigt, ein Tischler und ein Maler, aber was sie dort verrichteten, versetzte Gaston in das höchste Erstaunen: der Tischler nagelte einen Sarg zu, und der Maler bestrich einen zweiten, bereits fertigen, mit schwarzer Oelfarbe.

Was für eine grauenhafte Arbeit! Für wen mögen diese Särge bestimmt sein?

Er hatte nicht Zeit, über diese Frage weiter nachzudenken, der Tischler hob den Kopf in die Höhe, bemerkte ihn und rief mit rauher Stimme: „Es ist nicht erlaubt, hier einzutreten!“

Gaston erkannte ihn nunmehr, es war Joseph; aber bevor er auf dessen Grobheit antworten konnte, hatte sich auch Theodor, der Maler, umgewandt, unterbrach sein Lied und fragte höflich: „Wünschen Sie etwas, mein Herr?“

„Ich suchte nur das Plakat Ihrer nächsten Vorstellung,“ sagte Gaston und blickte im Saale umher.

„‚Lucrezia Borgia‘ ist unser nächstes Repertoirstück. Wir werden es mit einem bis heute unerhörten Luxus der Ausstattung aufführen,“ antwortete Theodor im Marktschreiertone, „ganz realistisch, mit wirklichen Särgen, die wir soeben herstellen.“

Während sich Theodor redselig in langen Erklärungen

gegen Gaston erging, warf ihm Joseph wilde Blicke zu und bestätigte damit die Erzählung der Apothekersfrau.

„Die Vorstellung beginnt mit einem Einakter ‚Der Regimentsprediger‘.“

„Ich danke Ihnen.“

Der Saal war leer, die Bühne still; hier war keine Aussicht, Zita zu erblicken, und Gaston entfernte sich daher.

Als er wieder an dem Wagen vorüberritt, sah er Zita mit einer Handarbeit unter der Veranda sitzen, und neben ihr stand die Apothekersfrau, welche lebhaft auf sie einsprach. Ein blasser Sonnenstrahl glitt über das weiße wollene Tuch, welches Zitas Kopf umhüllte, und warf einen hellen Schein auf ihr Antlitz, das sich von dem braunen Hintergrunde des Wagens blendend abhob. Als der Hufschlag des Pferdes auf dem Straßenpflaster erdröhnte, hob sie den Kopf ein wenig von ihrer Arbeit auf. Gaston glaubte zu bemerken, daß sie ihm zulächle — er grüßte.

Neuntes Kapitel.

Aus seinen Gesprächen mit Bachollet und der Apothekersfrau über Zita hatte Gaston zwei gerade durch ihre Uebereinstimmung bedeutsame Aeußerungen im Gedächtnis behalten. „Wenn sie einmal auf einer ihrer würdigen Bühne erscheint,“ hatte Bachollet gesagt, „so werden Sie sehen, wie sie vorwärts kommt.“ „Sobald ein Pariser Theaterdirektor sie spielen sieht, engagiert er sie,“ lautete die Bemerkung der Apothekersfrau.

Das schien also gewiß, aber folgte etwa aus dieser Gewißheit, daß er, Gaston, sich bemühen solle, ein solches Engagement seitens eines Pariser Theaterdirektors herbeizuführen? War es nicht im Gegenteil das Klügste für ihn,

Zita in Noisy zu lassen? In Paris würde er offenbar sich ihr zu nähern suchen, denn der Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, das fühlte er, war so stark, daß er sich darüber keinem Zweifel hingeben konnte. In Noisy hingegen würde er es niemals über sich gewinnen, die armseligen Treppen des Komödiantenwagens hinanzusteigen, auf welchem sie ihm freilich in dem Goldschimmer, mit dem die Sonne ihr reines Profil umgeben hatte, so überaus reizend erschienen war.

Es lohnte sich, die Sache zu prüfen und zu erwägen. Er wollte es sich reiflich überlegen, denn seine Gewohnheit war es nicht, sich kopfüber in ein Abenteuer zu stürzen. Wenn er einen dummen Streich machte, so war es niemals ein unvorhergesehener; er liebte es in der That, eine schwierige Situation in die Länge zu ziehen, bis dann der Zufall es übernahm, eine Entscheidung für ihn zu treffen.

Genau so kam es denn auch diesmal. Gaston war seit einigen Tagen wieder in Paris und hatte den eintönigen Schlendrian seines gewohnten Lebens wieder aufgenommen, als sich eines Abends eine Gelegenheit bot, von Zita zu sprechen, eine Gelegenheit, die er sicher nicht gesucht hätte, die er aber, da sie sich von selbst darbot, auch nicht vorübergehen ließ.

In seinem Klub war er zufällig dem Dichter und Bühnenschriftsteller Ernest Faré begegnet, von dem augenblicklich ein großes historisches Drama einstudiert wurde. Ursprünglich für das Théâtre français geschrieben, an welchem Faré erst vor kurzem mit einem modernen Lustspiel einen glänzenden Erfolg errungen hatte, war das Stück nach mancherlei Schicksalen, die in der Presse lebhaft besprochen worden waren, an das Odéon gelangt. Zwischen Faré und Gaston bestand zwar kein besonders intimes Verhältnis, aber sie kannten einander doch hinreichend, um gelegentlich einige Worte zu wechseln, und dazu boten gerade die Proben

des Faréschen Dramas Gaston Gelegenheit. Er fragte Faré, ob es ihm mit diesen Proben nach Wunsch gehe, ob die Rollen gut verteilt seien.

Faré erwiderte, er sei mit keinem von beiden zufrieden, weder mit den Proben, noch mit der Rollenverteilung; sein Drama spiele in Griechenland, zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges, die Hauptrolle liege in den Händen eines Mädchens, einer Art von Seherin, halb Bäuerin, halb Künstlerin, einer Jeanne d'Arc, aber er finde nirgends die geeignete Person für diese eigenartige phantastische und poetische Rolle. Mit der Schauspielerin, die man ihm dafür zugewiesen habe, werde das Stück nicht bloß einen sicheren Mißerfolg haben, und das sei an und für sich schon unangenehm genug, vielmehr, und das sei weit bedenklicher, der Lächerlichkeit verfallen. Deshalb suche er, bisher aber ungeachtet aller seiner Bemühungen vergeblich, einen geeigneten Ersatz. Nicht, als ob etwa die Rolle übermäßig schwierig sei, eine Schülerin könne sie spielen, nein, es sei ein eignes Naturell dazu erforderlich, und dieses Naturell finde er weder an den Pariser Theatern, noch an denen der Vorstädte, ja auch nicht an denen der Provinz.

„Waren Sie schon in Noisy?" fragte Gaston fast unbewußt.

„Noisy? In welchem Himmelsstrich liegt das?"

„Und das Theater Duchatellier kennen Sie dann vermutlich ebensowenig?"

„Theater Duchatellier? Was ist das?"

„Ein Theater herumziehender Komödianten, das Vorstellungen in den Dörfern der Umgebung von Paris gibt."

„Jahrmarktskünstler also?"

„Ja, wenn Sie so wollen. Vielleicht würden Sie aber gerade bei diesen Jahrmarktskünstlern jenes Naturell finden, das Sie an den Pariser Theatern vergeblich gesucht haben."

In diesem Augenblick schritt Bachollet durch den Salon.

Gaston rief ihn herbei: „Wollen Sie Herrn Faré sagen, was Sie über die Schauspielerin denken, die wir in Noisy gesehen haben?"

„Ah, Sie meinen Zita? Ein reizendes Mädchen! Achtzehn Jahre, Schönheit, Anmut, wundervolle Augen, eine warme Stimme, die wie Musik klingt . . ."

„Das ist viel auf einmal."

„Und noch nicht einmal alles, denn ich habe noch nichts von dem hinreißenden Zauber gesagt, der von ihr ausgeht und dessen Ursachen zu erklären mir schwer fallen würde, der aber thatsächlich vorhanden ist und einen packt — nun ja, Sie sehen doch an meinem Reden, wie er einen packt."

„Wirklich, Sie sind ja ganz begeistert!"

„Zum mindesten erstaunt. Auf einer gewöhnlichen Bühne würde sie uns ohne Zweifel weniger aufgefallen sein, als auf jenem Brettergerüste in Noisy."

„Ich bemerkte Herrn Faré bereits," fuhr Gaston fort, „daß er in Zita vielleicht die Darstellerin finden dürfte, die er für die Hauptrolle seines neuen Stückes braucht; er will eine eigenartige, phantastische und poetische Natur, und Zita scheint mir bis zu einem gewissen Punkte diesen Anforderungen zu entsprechen."

„Aber diese Ansprüche sind nicht die einzigen," sagte Faré, etwas spöttisch lächelnd. „Ich brauche nicht bloß ein passendes Mädchen, sondern auch eine passende Schauspielerin."

„Das ist es eben! dieses Mädchen ist eine vollendete Schauspielerin, der bis jetzt nichts gefehlt hat, als eine wirkliche Bühne. Sobald ein intelligenter Theaterdirektor sie sieht, engagiert er sie!"

„Und zweifellos, sie macht diesen Direktor reich," fügte Bachollet mit dem ihm eignen selbstbewußten und bestimmten Tone hinzu.

Faré überlegte einen Augenblick. „Wissen Sie, daß Sie mir beinahe Lust machen, sie einmal anzusehen?"

„Dann erlauben Sie, daß ich Ihnen die Gelegenheit dazu so bequem als möglich mache,“ sagte Gaston lebhafter als er sonst zu sprechen pflegte. „Obwohl Noisy nur vier Meilen von Paris entfernt ist, gelangt man doch nicht so schnell dorthin als nach Rouen; auch finden Sie dort kein Hotel. Glücklicherweise liegt unser Schloß nicht weit davon, und ich hoffe, Sie werden mir die Ehre erweisen, auf demselben meine Gastfreundschaft anzunehmen. Wir werden vor der Vorstellung dort zu Abend essen und nach deren Beendigung daselbst übernachten.“

Faré wollte ablehnen, aber Bachollet schloß sich dem Zureden Gastons an und erklärte, er werde auch an der Partie teilnehmen, „vorausgesetzt daß kein andres seiner zahlreichen wichtigen Aemter und Geschäfte ihn behindere.“ Es wurde schließlich vereinbart, daß Gaston telegraphisch anfragen solle, wann die nächste Vorstellung stattfinde, und daß man zu dieser hinüberfahren wolle.

„Ich mache Ihnen mein Kompliment,“ sagt Bachollet, als Faré sie verlassen hatte. „Die Sache geht ziemlich rasch vorwärts. Sie haben sie sehr geschickt geleitet.“

Gaston verteidigte sich gegen dies Lob und beteuerte, der Zufall allein habe es so gefügt, allein Bachollet glaubte nicht daran.

„Ich soll es geheim halten,“ meinte er. „Wie Sie wollen. Meine Art ist das zwar nicht, aber bei andern habe ich nichts dagegen.“

Die im voraus bezahlte Drahtantwort ließ nicht lange auf sich warten: Das ‚Große Theater Duchatellier‘ gäbe augenblicklich Vorstellungen in Villiers, werde aber am Donnerstag wieder in Noisy spielen.

Hatten Gaston und Bachollet auch von Zita mit großer Wärme gesprochen, so hatten sie dafür um so weniger von dem Theater Duchatellier geschwärmt; trotzdem war Faré, beim Anblick der beiden Komödiantenwagen, die er auf

seiner Fahrt durch die Hauptstraße von Noisy am Abhang der Allee zwischen Strohbündeln und Küchengerät und aufgehängter Wäsche postiert sah, sehr enttäuscht. Er werde wohl eine vergebliche Reise gemacht haben, meinte er, denn was sei von Leuten, die in solchen Karren hausten, zu erwarten?

Noch mehr verzweifelte er, als er nach dem Diner auf dem Schlosse ins „Theater“ trat, gerade als der Vorhang in die Höhe ging. Gaston hatte drei Plätze vorher belegen lassen und man hatte ihnen dieselben in der ersten Reihe reserviert — vorausgemietete Plätze, welches Ereignis! Duchatellier hatte sich infolgedessen derart in die Brust geworfen, daß ihm einer seiner Hosenträger geplatzt war. Das war ja noch nie dagewesen! Aber sicher würde es nicht das letzte Mal sein! Man spielte „Die Söhne Eduards“. Als Faré Frau Duchatellier als Königin Elisabeth erblickte, wie sie jeden Vers mit der Drahtpuppenbewegung ihres Armes abhackte, und als er dann Marietta als Herzog von York in einem Pagenanzug sah, halb rot, halb gelb, wie draußen die beiden Fuhrwerke, und Stanislaus als alte Kammerfrau, trotz seiner zwanzig Jahre und seines schon ziemlich sichtbaren Schnurrbartes, den er sich nicht hatte abschneiden wollen — da mußte er sich denn doch fragen, ob ihn Gaston und Bachollet nicht etwa zum besten gehabt hätten.

„Die Person da, welche die Königin spielt, ist die Mutter unsers jungen Mädchens, nicht wahr?“ fragte er.

„Ja, aber seien Sie unbesorgt, die Tochter gleicht der Mutter nicht.“

„Etwa dem Vater?“ fragte Faré beunruhigt, als Duchatellier, der den Glocester gab, auftrat.

Was die Mutter an Bewegungen hatte vermissen lassen, das zeigte der Vater im Uebermaße: er spielte mit jener Uebertreibung, jenem Arme- und Beineverrenken, jenem Augenrollen, mit einer bald krähenden, bald ächzenden Stimme, wie man dies von Cirkus- und Jahrmarktskünstlern, von

Schauspielern der Vorstädte und Cafés gewöhnt ist. Wenn er seine Tochter nach dieser Schule gebildet hatte, was war da von ihr zu erwarten?

Da der König Eduard, den Zita darstellen sollte, erst im zweiten Akt auftritt, so hatte Faré den ganzen, sehr langen ersten Akt zu erdulden und somit reichlich Zeit, während desselben nachzudenken, warum er nur so naiv gewesen sei, sich von den beiden Lebemännern, die vom Theater nichts, rein gar nichts verstünden, nach diesem Dorfe schleppen zu lassen! Wirklich, er mußte den Verstand darüber verloren haben, wenn er zugäbe, daß durch eine Künstlerin aus dieser Atmosphäre die Rolle, die er beim Niederschreiben des Stückes so liebevoll in sein Herz geschlossen hatte, verunstaltet und vernichtet werde!

Er sagte indes nichts, sondern blieb stumm und unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen und hörte mit dem Gleichmut eines Richters im Gerichtssaale der weiteren Verhandlung zu.

„Sie finden sie alle herzlich schlecht, nicht wahr?" fragte Gaston.

„Jawohl, sehr schlecht."

„Aber Sie haben Zita noch nicht gesehen."

Endlich erschien sie: „Mein Ohm! In meine Arme! . . ."

Gaston und Bachollet hatten sich, anstatt ihr zuzuschauen, nach Faré umgewendet, um zu beobachten, welchen Eindruck sie auf ihn hervorbringe.

„Das Gesicht ist intelligent," antwortete er leise auf ihre stumme Frage, „die Geste ausdrucksvoll, die Stimme wohlklingend, die Haltung voll natürlicher Grazie."

Zita sprach weiter. Faré richtete sich empor, er war wie umgewandelt; an Stelle der Ermüdung und der Langeweile war mit einem Schlage Eifer und Interesse getreten.

„Wahrhaftig, sie betont ja ganz richtig," sagte er leise,

„sie hat Aussprache, sie versteht es, gebundene Rede vorzutragen.“

Und als nun die große Szene zwischen Eduard und Glocester begann, sagte er: „In der That, sie hat den Charakter ihrer Rolle durchdacht! Wie sonderbar!“

Als die Szene beendet war und Zita die Bühne verließ, applaudierte er lebhaft, ebenso Gaston und Bachollet.

Duchatellier, der allein auf der Bühne war, unterbrach bei diesem Beifall seinen soeben begonnenen Monolog und verneigte sich leicht mit einem Lächeln des Dankes und des Triumphes. Die ganze Truppe hatte das Ereignis, daß für Herrn Chamontain drei Plätze im voraus bestellt worden waren, als ein hochwichtiges angesehen und jeder es nach seiner Weise gedeutet. Als man aber sah, wie kalt die drei Besucher den ersten Akt und den Anfang des zweiten aufgenommen hatten, trat eine bittre Enttäuschung ein. Wozu waren denn diese Leute mit ihrer Wachsfigurenhaltung eigentlich hergekommen? Ihr Beifallklatschen hatte die Antwort darauf gegeben. Jetzt wußte Duchatellier, warum sie gekommen waren. Als Leute von Geschmack gaben sie ihren Beifall nur bei den entscheidenden Szenen kund; sie hatten bis zu einer solchen gewartet, das war das ganze Geheimnis; jetzt würden sie ohne Zweifel mit ihrem Applaus fortfahren.

Und in der That fuhren sie damit so lange fort, als Zita auf der Bühne war, stellten die Beifallsbezeigungen aber sofort ein, wenn sie abging. Ein andrer als Duchatellier würde über dieses neue Schweigen erstaunt gewesen sein; für ihn erklärte es sich jedoch auf leichte Art. Diese Leute aus der höheren Gesellschaft liebten es, Vollkommenes zu sehen, und da der Schluß des Aktes von ihm und seiner Frau gespielt wurde, die leider recht jämmerlich spielte — er wußte es ja nur allzu gut — so war es eben unmöglich, zu applaudieren. Das kommt davon, wenn man in einer

Szene keinen Partner hat, der einem ebenbürtig ist! Das war ihm um so schmerzlicher, als er im letzten Akte fast gar nichts zu sprechen hatte; nur Zita und dieser altersschwache Lachapelle traten darin auf. Wie schade!

Aber gerade dieser Alte war es, der Faré die Antwort auf eine Frage gab, die er sich angesichts des vortrefflichen Spieles der Zita vorgelegt hatte: Wie hatte sich das junge Mädchen mitten unter diesen stümpernden Komödianten ausbilden können? Denn wie groß auch ihre natürlichen Anlagen waren, sie besaß nicht diese allein, sondern auch Schule, ja, das war zweifellos! Woher hatte sie diese? Von ihrer Mutter, der armen Frau, konnte sie offenbar nicht lernen, was diese selbst nicht verstand. Und von ihrem Vater hatte sie glücklicherweise nichts angenommen, das sah man. Anmut, Schönheit, Blick, Stimme, den Sinn für Eleganz — das alles schenkt die Natur; aber die Kunst, Verse mit Wohlklang und Harmonie vorzutragen, die durchdachte Auffassung eines Charakters, die Abstufung der Effekte, ohne irgendwo zu übertreiben, weder in der Zurückhaltung noch in dem Ausbruch der Leidenschaft, das Eindämmen der Empfindung, der Schwung im rechten Augenblick, die richtige Haltung — all das erlangt man nur durch langes, mühevolles Studium. Wie und unter wessen Aufsicht hatte sie studiert? Offenbar unter der Aufsicht dieses alten Schauspielers da, welcher den Henker Tyrrel spielte, mit erloschenem Leben, ohne Geste, ohne Stimme, schüchtern wie ein Kind, zögernd wie ein gelähmter Greis, der aber dennoch erkennen ließ, daß er wußte, was er sprach und was er that. Nicht zum erstenmal wäre ein schlechter Schauspieler ein guter Lehrmeister gewesen.

Obwohl die wenigen Worte Farés schon bezeichnend gewesen waren, so hätte Gaston doch gern mehr gehört. Was hatte er beschlossen? Hielt er Zita für fähig, die Rolle in seinem neuen Stücke zu übernehmen? Er wagte jedoch nicht,

zu fragen und begnügte sich mit den Zeichen der Befriedigung, durch welche Faré von Zeit zu Zeit seine Meinung kundgab. Ein intelligentes Gesicht, eine ausdrucksvolle Geste, eine klangreiche Stimme und die Kunst des Ausdrucks — das hatte Faré zugegeben; genügte das, um sie nach Paris kommen zu lassen?

Erst als der Vorhang nach dem dritten Akte fiel, sprach Faré seine Meinung offen aus.

„Alles vortrefflich! Nun müßte man sich mit dem Vater verständigen.“

„Sie nehmen Sie also?“ fragte Gaston mit einem Eifer, der ihn selbst überraschte.

„Das Wagnis ist allerdings groß, aber gleichwohl — auf der Bühne ist eben alles Wagnis und man darf nicht davor zurückscheuen.“

Faré nahm eine Visitenkarte hervor und schickte einen Knaben damit zu Duchatellier, ihn um eine kurze Unterredung zu ersuchen.

Als der Bote auf der Bühne anlangte, wozu er einfach auf das Gerüst sprang und den Vorhang beiseite schob, fand er Duchatellier eben mit den andern Männern der Truppe beschäftigt, die Dekoration zu wechseln.

„Herr Duchatellier, das soll ich Ihnen von einem Herrn übergeben.“

„Von Herrn Chamontain?“

„Nein, von seinem Freunde.“

Aha, nun erfuhr man also doch, wer dieser Freund war, über den sich die ganze Truppe so sehr den Kopf zerbrochen hatte.

Noch bevor Duchatellier die Karte genommen hatte, war Marietta herangetreten und hatte einen Blick darauf geworfen.

„Ernest Faré.“

„Der berühmte Dramendichter?“

„Und wer soll es etwa sonst sein? Wundert euch das?“ rief Duchatellier, der es für ganz natürlich hielt, daß ein Schriftsteller von der Bedeutung eines Faré in sein Theater kam und eine Unterredung mit ihm nachsuchte. Obwohl mit Ausnahme von Marietta niemand in der Truppe Zeitungen zu lesen pflegte, so hatten doch die dramatischen Erfolge Farés in den letzten Jahren zu sehr von sich reden gemacht, als daß sie nicht auch diesen Theaterleuten zu Ohren gekommen wären, die von den Dörfern aus, in denen sie lebten, ihre Blicke stets Paris zugewandt hielten.

„Aber wo kann ich ihn empfangen?“ fragte Duchatellier.

„Im Wagen geht es nicht, da ist der Tisch noch gedeckt!“ rief Frau Duchatellier mit Schrecken.

Duchatellier hatte eine Idee.

„Sage dem Herrn, er möchte bei Herrn Marinier eintreten; ich würde sogleich dahinkommen.“

Von dem Jungen geführt, begaben sich Faré, Gaston und Bachollet in ein kleines Zimmer der Weinschenke, in welches nach wenigen Augenblicken auch Duchatellier eintrat. Er hatte sein Kostüm noch nicht gewechselt, aber über den Buckel Glocesters hatte er einen grauen Mantel mit kleinen Aufschlägen geworfen und seinen hohen Cylinderhut aufgesetzt, der für ihn das Abzeichen des Direktors war, wie die rote Dienstmütze für den Stationschef an der Eisenbahn.

Er grüßte mit weiter Kreisbewegung alle drei auf einmal und wandte sich dann an Faré: „Herr Ernest Faré, nicht wahr?“

„Ganz richtig,“ antwortete Faré und reichte ihm die Hand.

Duchatellier drückte ihm dieselbe kameradschaftlich und setzte sich Faré gegenüber rittlings auf einen Stuhl ohne Lehne.

„Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich um eine kurze Unterredung zu ersuchen. Da ich jetzt von der Sorge um

die Bühne frei bin, stehe ich Ihnen ganz zur Verfügung, mein Herr. Ich bin glücklich, die Bekanntschaft eines Schriftstellers zu machen, dessen Ruhm bis in unsre bescheidene Sphäre hineinglänzt."

Durch die Geste und den Ausdruck, womit Duchatellier die Wirkung dieser pathetischen Worte noch zu steigern suchte, wollte er zu verstehen geben, daß er, wenn auch Kabalen, widrige Umstände und ein ungerechtes Geschick ihn nach Noisy geschleudert hatten, darum doch nicht so tief gesunken sei, wie man dem Scheine nach hätte vermuten können.

„Was können wir Ihnen anbieten?" fragte Gaston.

„Ich nehme gern ein Glas Grog an; die Rolle Glocesters ist anstrengend."

Während der Grog bereitet wurde, begann Faré das Gespräch.

„Mein Freund, Herr Chamontain, hat mir von Ihrem Theater so viel Gutes gesagt, daß er die Lust in mir erweckt hat, es zu besuchen."

„Mein Theater ist freilich ein bescheidenes," erwiderte Duchatellier, indem er Gaston mit der Hand dankte, „aber ich thue mein Möglichstes mit meinen leider nur geringen Mitteln."

„Ich muß vorausschicken, daß man gegenwärtig am Odeontheater ein Drama von mir einübt, dessen Hauptrolle noch nicht besetzt ist, und . . ."

Duchatellier ließ ihn nicht weiter reden, er hatte bereits begriffen, um was es sich handle, und sagte: „Wenn ein Schriftsteller einem Schauspieler die Ehre erweist, ihn aus vielen heraus zu wählen und ihn um seine Mitwirkung zu ersuchen, so ist es Pflicht des Schauspielers, zu folgen, ohne sich erst lange bitten zu lassen."

Faré hatte es zwar schon erlebt, daß die Schauspieler gern ihre Person in den Vordergrund stellen, blieb aber in

diesem Augenblick doch starr vor Verblüffung. Nach einer Weile erwiderte er: „Sie mißverstehen mich. Die Rolle, von der ich spreche, ist keine Männer- sondern eine Frauenrolle; eine Männerrolle, die Ihres Talentes würdig wäre, habe ich leider nicht in meinem Stück.“

„So? Nur eine Frauenrolle?“ wiederholte Duchatellier enttäuscht.

„Oder genauer gesagt: eine Mädchenrolle, eine Rolle für Fräulein Zita.“

„Für meine Tochter? Ah, das geht nicht! Ich brauche meine Tochter zu notwendig, sie ist mir unentbehrlich!“

Ein dramatischer Autor muß besser als ein andrer das menschliche Herz kennen und wissen, wie leicht die Eitelkeit eines Schauspielers zu reizen ist.

„Unentbehrlich?“ sagte Faré mit einem feinen Lächeln. „Es scheint mir doch, als ob die einzige unentbehrliche Person in Ihrer Truppe, die Person, um welche sich alles dreht, die alles inspiriert, alles leitet, diejenige ist, welche den Glocester heute abend so beachtenswert, um keinen andern Ausdruck zu gebrauchen, gespielt hat.“

„Allerdings! Sie haben recht!“ rief Duchatellier von stolzer Selbstzufriedenheit hingerissen.

„Folglich,“ fuhr Faré fort, „ist es nicht Zita, und wäre also auch Ihre Truppe nicht aufgelöst, wenn Sie in die Trennung von Ihrer Tochter willigten. Sie wissen besser als ich, daß auf einer Bühne oft ein einziger Darsteller durch seinen Nimbus, seinen Ruf, alles vermag, alles magnetisch an sich zieht. Wer ist dieser erste Darsteller bei Ihnen? Sie oder Ihre Tochter?“

„Meine Tochter ist meine Schülerin und hat viel Talent.“

„Ohne Zweifel, aber der Ruf? Wessen Name zieht hier in Noisy das Publikum an?“

Duchatellier zog würdevoll seinen Mantel fester um sich und antwortete: „Ihr gütiger Antrag ist zu bedeutungs-

voll, als daß ich Ihnen nicht in meinem und meiner Tochter Namen herzlich danken sollte. Sie begreifen aber, daß ich mir zur Beantwortung desselben eine Bedenkzeit ausbitten muß. Einerseits sehe ich ein, welche großen Vorteile es für meine Tochter hat, auf einer Bühne, wie das Odeon ist, und in einer so hervorragenden Rolle zu debütieren; andrerseits aber kann ich nicht gleichgültig bleiben bei einer Trennung, welche ebenso schmerzlich für meine Gefühle wie vernichtend für meine Interessen sein muß. Angenommen, Zita wäre nicht meine Tochter, sondern ein einfaches Mitglied meiner Truppe, so könnten Sie mir dieselbe doch wohl nicht fortnehmen, ohne mir eine Entschädigungssumme zu zahlen?"

„Darauf," warf Faré dazwischen, „vermag ich für meine Person nicht zu antworten. Ich bin ja nicht der Direktor des Odeontheaters. Ich habe einfach Fräulein Zita gesehen, habe gefunden, daß sie die Eigenschaften besitzt, welche meine Rolle erfordert, und hege nun den Wunsch, ihr die Rolle anzuvertrauen. Diesen Wunsch — nichts andres, Herr Duchatellier — habe ich Ihnen mitgeteilt. Bevor ich aber weiter vorgehen kann, muß ich mit demjenigen sprechen, welcher bezahlt. Ich bin der Verfasser, er ist der Direktor. Er wird Ihnen schreiben."

„Schön! Schreiben Sie, wann Sie wollen. Es hat keine Eile; meine Tochter ist erst achtzehn Jahre alt."

Diese Bemerkung, mit welcher er sich erhob, war geschickt angebracht; denn wenn es auch für Zita keine Eile hatte, so war ihm doch klar geworden, daß es sich bei Faré anders verhielt, da dieser unvorsichtigerweise erwähnt hatte, daß man sein Stück am Odeontheater bereits einstudiere.

Man nahm Abschied voneinander. Duchatellier dankte Faré nochmals für den Besuch und dieser bat darum, ihn Zita höflichst zu empfehlen.

Gaston war während der Unterhandlung zuerst über-

rascht gewesen, als er sah, wie kühl Duchatellier den Antrag Farés annahm, dann war er unruhig geworden, als er hörte, welche Ansprüche Duchatellier erhob. Kaum saßen die drei im Wagen um nach dem Schlosse zurückzufahren, so fragte er Faré: „Halten Sie es für möglich, daß er den Antrag zurückweist?"

„Ich glaube nicht. Er verteidigt nur seine Interessen, und das kann man ihm im Grunde nicht übelnehmen."

„Aber was ich ihm recht sehr übelnehme," sagte Bachollet, „das ist der Neid, den er gegenüber seiner Tochter verrät. Daß seine Tochter auch Erfolge haben kann, kann er sich in seinem Größenwahn gar nicht vorstellen! Nein diese Schauspieler!"

„Denken Sie doch nicht, daß dieses Gefühl bloß den Theaterleuten eigentümlich ist. Gehen Sie die Geschichte durch. Sie werden mehr als einen König finden, der auf seinen Thronfolger eifersüchtig war."

Zehntes Kapitel.

Als Duchatellier in das Theater zurückkehrte, stürzte ihm Marietta, welche die Neugierde selbst war, entgegen, während Zita im Hintergrunde stehen blieb, aber doch aufmerksam zuhörte; denn eine Ahnung sagte ihr, daß man sich mit ihr beschäftigt hatte.

„Nun, was wollte Ernest Faré?" fragte Marietta.

„Geschäftssachen!"

Selbst seinen Töchtern gegenüber verfuhr Duchatellier wie ein Gebieter. Wenn er gesprochen hatte, gestattete er nicht, daß man weiter in ihn drang. Erst als die Theaterlampen ausgelöscht und alle Mitglieder der Truppe im Wagen

um den gedeckten Tisch zum Abendbrot versammelt waren, begann er, von dem Besuch zu sprechen.

„So oft ich es euch auch sage, daß man stets so spielen muß, als ob der Saal voll von lauter Kritikern wäre, ihr wollt nie auf mich hören. Nun seht ihr aber, was es für gute Folgen hat, wenn man ein gutes Stück mit Geschick und Geschmack darstellt. Der Zufall wollte es, daß wir damals ein intelligentes Publikum hatten; man sprach von uns in Paris, und heute ist Erneſt Faré, der angesehenste unter den jungen Dichtern, vielleicht der erste unter allen, hierher geführt worden, um der Vorstellung beizuwohnen."

„Na, warum ist er denn gekommen?" fragte Theodor.

„Das werde ich euch sagen."

Aber er sagte es nicht sofort. Er wollte die Neugierde erst steigern; er füllte darum sein Glas, leerte es langsam, warf einen Blick um die Tafelrunde und fuhr fort: „Nicht bloß zu seinem Vergnügen ist er gekommen, sondern in einem bestimmten Interesse. Er läßt gegenwärtig ein Drama in Versen am Odeontheater einstudieren, und da er für die Rollen, die er geschrieben hat, nicht die richtigen Darsteller besitzt, so hofft er nach dem, was ihm der junge Chamontain erzählt hatte, bei uns, bei der Truppe Duchatellier, das Nötige zu finden. Nachdem er mich nun als Glocester gesehen, erkannte er sofort, daß seine Rolle meinem Talent nicht gewachsen sei. Es ist ja auch ganz natürlich, man schreibt keine bedeutenden Stücke, man schafft keine bedeutenden Rollen mehr. Darauf hat er sich mit Zita begnügt und schlägt mir ein Engagement für sie vor. So, nun wißt ihr's."

Zita hatte ihrem Vater nicht geantwortet, aber an dem Zittern ihrer Hände und an der Bläſſe ihrer Lippen war leicht zu erkennen, welche Erregung sich ihrer bemächtigt hatte.

„Meine Tochter am Odeon!" flüsterte Frau Duchatellier mehr erstaunt als erfreut.

Wie Zita hatte auch Joseph kein Wort gesprochen, aber

man brauchte ihn nur anzusehen, um seine Stimmung zu erraten.

„Das Odeon! Ah, bah!“ bemerkte Stanislaus wegwerfend, „das Pappendeckeltheater!“

„Willst du wohl schweigen, Junge!“ versetzte Lachapelle. „Man beginnt seine Carriere am Odeon und beendet sie am Théâtre français.“

„Oder wo anders,“ und er wies mit dem Finger auf den Holzboden des Komödiantenwagens.

„Und was hast du geantwortet?“ fragte Frau Duchatellier ihren Mann unruhig.

„Ich antwortete, ich werde mir die Sache überlegen und nur auf Grund eines festen Antrages mich entscheiden. Einen solchen konnte jedoch Faré, der nicht Direktor ist, unmöglich stellen. Er hat den dringenden Wunsch, Zita in seinem Stück spielen zu sehen, aber er hat kein Recht, Engagements abzuschließen. Indes steht es außer Zweifel, daß man ihm in seiner Stellung gewähren muß, was er verlangt. Wir werden also eine dieser Canaillen von Direktoren übers Ohr hauen, denn man wird es mit mir, mit Duchatellier, zu thun haben!“

Duchatellier haßte die Direktoren so gründlich, daß er sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, daß er selbst einer sei.

„Du willst wirklich darauf eingehen?“ fragte Frau Duchatellier schüchtern.

„Glaubst du, daß ich etwa der Mann sei, der sein Interesse höher stellt, als das seiner Kinder? Ich!“

Wenn Duchatellier seine Perioden nicht mit diesem Wörtchen beginnen konnte, so mußte er wenigstens damit enden, und ob am Anfang oder Ende seiner Rede, stets gab er diesem Worte in der Betonung eine Länge, die seiner Bedeutung entsprach.

„Ohne Zweifel ist Zita für uns nützlich, sehr nützlich,“

fuhr er fort, „wir dürfen aber nicht das, was sie uns leisten kann, ins Auge fassen. Jedenfalls bleiben Gründe dieser Art auf mich ohne Einfluß."

„Nicht an uns denke ich," fuhr Frau Duchatellier fort, „sondern an sie. In Paris allein in ihrem Alter!"

„Möchtest du sie etwa gar begleiten? Wie? Was? Merken Sie sich, Frau Duchatellier, wenn eine Mutter eine Tochter ins Theater begleitet, geschieht das nicht in guter Absicht."

„Aber Duchatellier!"

„Ist es nicht so, Lachapelle?"

„Ja, die Erfahrung lehrt es."

„Uebrigens," setzte Duchatellier fort, „so weit sind wir noch nicht. Warten wir erst den Antrag ab. Je nachdem er ausfällt, wird unsre Entscheidung lauten."

Joseph hatte vergeblich Zitas Augen gesucht; sie hatte aber beharrlich den Vater angeschaut, mit der deutlichen Absicht, alle auf sie gerichteten Blicke zu vermeiden.

Was konnte sie ihm auch sagen! Als nach beendetem Abendessen Lachapelle, Theodor und Stanislaus sich von ihren Sitzen erhoben und sich nach dem kleinen Wagen zur Nachtruhe begaben, mußte Joseph wohl oder übel folgen und konnte kein Wort mit Zita wechseln, die damit beschäftigt war, den Tisch abzudecken, und dieses Geschäft heute abend mit ganz besondrer Peinlichkeit und Langsamkeit verrichtete.

„Was werden wir noch spielen können, wenn uns Zita verläßt?" fragte Theodor.

„Ich glaube, ich habe jemand als Ersatz für sie," meinte Joseph, „jene Sängerin aus dem Café de la Seine, die uns in Chelles aufgesucht hat."

„So, also hältst du Zita nicht zurück?"

„Ich würde es lieber gesehen haben, wenn sie noch ein Jahr länger bei uns gearbeitet hätte, aber die Gelegenheit,

die sich jetzt darbietet, ist zu günstig, um sie ohne weiteres von der Hand zu weisen. Bedenke: die Schöpfung einer Rolle. . . ."

Sie waren an der Treppe des Wagens angelangt. Aber Joseph folgte ihnen nicht, er ging die Straße mit großen Schritten entlang in der Richtung nach dem Felde zu.

„Du kommst nicht mit?" rief Stanislaus.

„Sogleich."

Aber dieses Sogleich dauerte geraume Zeit. Erst als die Morgendämmerung hereinbrach und alle im tiefsten Schlafe lagen, kehrte Joseph zurück. Nur Lachapelle, der den leichten Schlaf alter Leute hatte, hörte ihn hereinkommen. Die Hähne krähten bereits und kündigten den nahen Morgen an.

Obwohl Joseph zuletzt schlafen gegangen war, stand er doch zuerst von allen auf. Als daher Zita, die gleichfalls nur wenig geschlummert hatte, ihr kleines Fensterchen öffnete, erblickte sie ihn, wie er in der Dorfstraße auf und ab ging. Bevor sie ihr Fenster wieder schließen konnte, war er herbeigeeilt und sagte zu ihr: „Ich möchte gern mit dir sprechen."

Ohne zu antworten, gab sie ihm mit dem Kopfe ein Zeichen, daß sie zu ihm ins Theater kommen würde.

„Das ist Joseph!" sagte Marietta halb im Schlafe. „Ich hoffe, du wirst ihn gründlich abfertigen, der ist ja unerträglich."

„Der arme Joseph!"

„Da du ihn nicht haben willst, thätest du weit besser, es ihm zu sagen, als ihn zu beklagen. O, wenn ich an deiner Stelle wäre!"

Sie hatte genug Romankapitel gelesen, um zu wissen, wie man den Mann, den man nicht liebt, behandeln muß. Sie fand ihre ältere Schwester wirklich recht naiv.

Weniger kapitelfest als ihre jüngere Schwester, stieg

Zita vom Wagen herab und trat in den Theatersaal ein, wo ihr Joseph sofort entgegenkam.

„Warum hast du es gestern abend vermieden, mich anzusehen?“ fragte er mit unruhiger Stimme.

„Ich hatte dir nichts zu sagen.“

„Und wirst du dich heute noch immer weigern, mir zu antworten?“

„Welche Frage hast du denn an mich zu richten?“

„Ob du nach Paris gehst.“

„Du sprichst mit mir, als ob wir Feinde wären, und doch versichere ich dir, daß ich es nie so tief wie jetzt gefühlt habe, wie lebhaft meine Freundschaft für dich ist.“

„Du bist also entschlossen, wegzugehen, obgleich du Mitleid mit mir fühlst?“

„Du bildest dir ein, wir seien verheiratet und ich beginge ein Verbrechen gegen dich, wenn ich einmal etwas selbständig unternähme.“

„Zita! Ich liebe dich, und alles, was meine Liebe verletzt, macht mich wahnsinnig! Wie willst du, daß ich ruhig bleibe, wenn ich daran denke, daß du von uns gehst, daß wir getrennt sein werden? Du liebst mich nicht, das weiß ich. Aber ich liebe dich und es macht mich glücklich, dich zu sehen, dich zu hören, in deiner Nähe zu leben. Wenn mir so oft, wenn ich dich nicht sah, der Gedanke kam, du liebest mich gar nicht, und mich dann eine namenlose Traurigkeit erfaßte, so verschwand all mein Kummer doch schnell, sobald ich wieder in dein liebes Antlitz schaute. Ich überlegte nichts, ich dachte an nichts, ich schaute dich nur an, und jetzt, jetzt sollen wir nicht mehr beisammen sein, ich soll dich nicht mehr hören, dich nicht mehr betrachten können. Begreifst du nicht, daß alles in mir sich gegen diese Trennung sträubt?“

„Du Aermster! Ich beklage dich von ganzem Herzen.“

„Du beklagst mich, aber du verläßt uns?“

„Kann ich die Gelegenheit zurückweisen, die sich mir

darbietet, die mir das Leben, ja vielleicht den Weg zum Ruhme eröffnet?“

„Die Gelegenheit, die sich dir darbietet?“ Du glaubst also, sie habe sich dir so ganz von selber geboten? Nein, nein! Das glaubst du ja selbst nicht!“

„Gewiß, das glaube ich.“

Er zögerte einen Augenblick.

„Und Herr Chamontain?“ sagte er plötzlich, ohne die Augen zu erheben.

„Was hat Herr Chamontain damit zu schaffen?“

„Hat er nicht mit Herrn Faré gesprochen?“

„Nun? Und wenn er das gethan? Was weiter?“

„Es ist so, du fühlst es also selber; um dich in Paris zu haben, will er dich am Odeon engagieren lassen!“

„Joseph! Warum hast du mir dieses harte Wort nicht erspart? Warum läßt du mir nicht die Freude, den Stolz, zu glauben, daß man mich am Odeon engagieren will, weil man in mir das Talent zu einer tüchtigen Schauspielerin vermutet? Wenn du mich liebst, ist das ein Grund, mich zu verletzen und mir wehe zu thun?“

„Ich weiß wohl, daß ich ein ungeschickter Mensch, ein Dummkopf bin, aber ich schwöre dir, daß in meinen Worten keine böse Absicht lag, keine liegen sollte. Betrachte mich und sage selbst, ob ich nicht ganz verwirrt aussehe! Verzeihe mir!“

„Ich habe dir schon gesagt, daß ich es niemals so sehr wie jetzt gefühlt habe, wie lebhaft meine Freundschaft für dich ist. So bitter deine Worte auch sind, sie werden uns nicht entzweien. Wenn ich in Paris lebe, werde ich Herrn Chamontain ebenso fernestehen, wie heute. Du weißt wohl, daß ich nicht nach Paris gehe, um ein lustiges Leben zu führen, sondern um einen Namen, um einen Ruf zu erwerben. Beim Theater sind nur diejenigen ungefährdet, die sich selbst zu verteidigen wissen, und ich werde mich in

Paris verteidigen, ich mich ganz allein, so gut wie bisher in Noisy!"

„Also wenn dein Vater den Vorschlag annimmt, dann willigst du ein?"

„Kann ich anders?"

In diesem Augenblicke rief Marietta zur Thüre herein: „Zita! Mama ruft dich!"

Zita trat zu ihrer Schwester, während Joseph in den Coulissen verschwand, und fragte: „Was soll's?"

„Nichts! Ich wollte dich nur von dem langweiligen Joseph befreien. Ich hoffe, daß du ihm den Standpunkt gehörig klar gemacht hast. Er ist ja zu dumm, der Einfaltspinsel!"

„Du würdest es also gern sehen, wenn ich nach Paris ginge?"

„Na, das will ich meinen. Du würdest mich dann ja ins Konservatorium bringen zur Ausbildung, weißt du."

Auch Frau Duchatellier hatte nicht gut geschlafen; aber während ihre Tochter durch die Aufregung der Erwartung wach gehalten wurde, war die Mutter von Sorge und Unruhe gepeinigt.

Freilich hatte man schon öfter von einem Debüt Zitas in Paris gesprochen, aber immer nur ganz im allgemeinen. Diesmal dagegen war die Gefahr da, daß die Trennung nicht in einer näheren oder entfernteren Zukunft, sondern schon morgen erfolgen könnte. Die Trennung von ihrem Kinde! Welche Angst für das arme Mutterherz! Wenn Frau Duchatellier auch nur ihr eignes kleines Theater aus Erfahrung kannte, so hatte sie doch schon von den Schauspielern der Truppe gar schreckliche Geschichten über die Coulissengeheimnisse und -gebräuche gehört. Und in eine solche Hölle sollte ihre Tochter eintreten! Allein, ohne einen Führer, einen Freund, einen Verwandten, der ihr stets mit Rat und That zur Seite stehen könnte! Wie würde sie in

solcher Umgebung ihren Weg finden, wo man keinen Schritt thut, ohne auf Neid und Eifersucht zu stoßen, und wo überall Versuchungen lauern!

Wie sie sich die Sache auch überlegte, sie erblickte nur Gefahren für ihre Tochter, und mit bedrängtem Herzen legte sie sich die Gewissensfrage vor, ob sie denn ihr Kind gegen diese Gefahren auch genügend gewaffnet habe.

Wenn sie sich dann wieder mit dem Gedanken beruhigte, daß sie eine furchtlose und willensstarke Tochter habe, so wurde sie dafür bald von andern Sorgen gequält, die zwar untergeordneter Art, aber darum doch nicht minder beängstigend waren.

Wie sollte Zita nach Paris gehen? In welchem Anzuge? Was konnte man ihr mitgeben? Denn das Alltagskleid, das Zita seit ihrer Kindheit beständig im Wagen trug, war wirklich gar zu einfach; ebenso ärmlich war ihre sonstige Ausstattung. Woher sollte man Geld für Kleider oder Wäsche nehmen; da man nie so viel besaß, um die Tagesausgaben zu bestreiten und die alten Schulden zu bezahlen.

Zita hatte freilich noch ein zweites Kleid, das sie in allen modernen Stücken tragen mußte. Das Mißgeschick aber wollte, daß dies ein Sommerkleid war. Wie konnte sie im Februar in den Straßen von Paris mit einem leichten kattunenen Kleide einhergehen, einen rosa Hut auf dem Kopfe und mit den von Permettez geschenkten Pelzschuhen?

Frau Duchatellier stand auf, öffnete ihre Schublade und musterte alles, was nur einigermaßen brauchbar war. Allein so recht Brauchbares war überhaupt nicht vorhanden. Die Wäsche war so abgetragen, so oft an den Hecken und Gräben der Landstraße zum Trocknen ausgebreitet worden.

Mit Mühe fand sie endlich einige Hemden, Kragen und Taschentücher, die sich noch einigermaßen ausbessern ließen. Bisher hatte man sich dazu nie die Zeit genommen. Jetzt

aber arbeiteten die Mutter und beide Töchter den ganzen Tag über an der Ausbesserung der Wäsche, zur großen Verzweiflung Josephs, der um den Wagen herumstreifte, in der Hoffnung, ein glücklicher Zufall werde es ihm vergönnen, einige Worte mit Zita zu wechseln. Er hatte ihr so viele Dinge zu sagen, die ihm des Morgens nicht eingefallen waren, die aber unter allen Umständen gesagt werden mußten.

Als der Abend herankam, sah Zita den Telegraphenboten am Ende der Dorfstraße erscheinen und flog ihm entgegen, denn sie zweifelte nicht, daß er eine Depesche vom Odeontheater bringe.

„Sieh einmal, wie eilig sie es hat! Als ob ihr über Nacht Flügel gewachsen wären!“ sagte Duchatellier zu seiner seufzenden Gattin.

Schon sprang Zita die Treppe des Wagens wieder herauf, die Depesche in der Hand. Duchatellier öffnete dieselbe: „Direktor des Odeon erwartet morgen Herrn Duchatellier und Tochter. Dringlich. Faré.

„Dringlich!“ rief Duchatellier aus. „Dringlich! Aber ich werde sie übers Ohr hauen, diese Canaillen!“

Und zehn Minuten lang erzählte er die Geschichten von den Leiden, die er in seiner Jugend durch diese „Canaillen“ erduldet hatte.

Da ein kalter Regen herniederfiel, so waren alle Mitglieder der Truppe im Wagen um den eisernen Ofen versammelt, auf welchem das Abendessen schmorte, und während sich Duchatellier eine kurze Erholung gönnte, nahm seine Frau die Gelegenheit wahr, ihm ihre Bekümmernisse und Sorgen mitzuteilen.

„Das ist alles sehr schön, aber Zita hat gar keinen Anzug, um morgen nach Paris zu gehen.“

„Gut, so werde ich ihr einen kaufen. Ich will, daß sie vor einem Direktor anständig und nobel erscheine, andern-

falls könnte ich ihn nicht übers Ohr hauen; er würde mich ausbeuten, wenn er sähe, daß wir ihn brauchen."

Niemals war Duchatellier in Geldsachen verlegen, und sein erstes Wort war immer: „Gut, ich werde es besorgen." Aber seine Frau, welche die Kasse führte, wußte auf den Sou genau, was dieselbe an Schätzen enthielt. „Ich habe nur dreiundfünfzig Franken," sagte sie ganz offen und ohne sich zu schämen.

Sie hatte nicht nötig, sich vor ihren Schauspielern zu genieren, denn diese kannten die Lage stets so gut, wie ihre Direktorin.

„Wenn Ihnen mit siebenundzwanzig Franken gedient ist," sagte Lachapelle, „die habe ich gerade."

Und er griff mit der Hand in die Tasche.

Aber Joseph hielt ihm die Hand fest.

„Ich habe hundert Franken gespart," rief er, „die gebe ich her."

Zita warf ihm, gerührt durch diesen Ausruf, einen innigen Blick zu.

Duchatellier trat zu Joseph und reichte ihm die Hand. „Du bist ein edler Freund! Aber ich danke; ich hoffe, daß die siebenundzwanzig Franken Lachapelles ausreichen werden. Wenn ich sein Geld eher annehme als das deinige, so geschieht dies, weil das erste Auftreten Zitas ihrem Lehrmeister Lachapelle zum Ruhme gereichen wird."

„Es hätte mir große Freude gemacht, wenn Sie das Geld von mir genommen hätten," erwiderte Joseph traurig.

„Du begreifst, Lachapelle hat gewissermaßen ein Recht darauf. Ueberdies wollen wir nicht übermäßig viel Geld ausgeben. Ich werde Zita nicht zu einem Damenschneider in der vornehmsten und teuersten Stadtgegend führen. Eine alte Kollegin aus der Zeit, wo ich im Montmatre spielte, hat sich in der Rue de Provence als Kleiderhändlerin etabliert; sie wird Zita für geringes Geld von Kopf zu Fuß aus-

staffieren. Gott sei Dank, wir sind keine Leute, die Vorurteile haben!“

Den ganzen Abend sprach man nur von Debüts, aber nicht von dem morgigen, sondern von den einstigen aus der guten alten Zeit. Wenn Duchatellier schwieg, fuhr Lachapelle fort mit diesen Erinnerungen.

Allerdings schwieg Duchatellier nur selten.

Frau Duchatellier dagegen und ihre Töchter waren damit beschäftigt, ein altes Alpakakleid wieder in stand zu setzen und einen braunen Hut, mit welchem sich die Mutter Sonntags, wenn sie zur Messe ging, aufzuputzen pflegte, für Zita zurecht zu machen. Außerdem wollte Marietta den Mantel, den ihr eine gute alte Dame geschenkt hatte und der für ihren schmalen Rücken zu breit war, der Schwester leihen.

So verging der Abend, denn es war sehr viel an dem Kleide zu thun, und auch Duchatelliers Rock, der für das Theater noch gehen mochte, für die Stadt aber in einem zu vorgeschrittenen Zustande war, mußte noch ausgebessert werden. Es hatte schon Mitternacht auf der Dorfuhr geschlagen, als man zu Bette ging.

Um acht Uhr früh kam der Omnibus, der zur Eisenbahn fuhr, an der Dorfstraße vorbei. Zita war schon um sechs Uhr bereit. Sobald man in der Ferne das Horn blasen hörte, eilte die ganze Theatergesellschaft auf die Straße.

Als Zita Joseph zum Abschied die Hand reichte, fühlte sie, daß er ihr ein zusammengerolltes Stück Papier zusteckte. Der Kutscher mahnte zum Aufbruch und Herr Duchatellier und Zita stiegen ein.

„Viel Glück!“ rief man ihnen nach. „Viel Glück!“

Frau Duchatellier konnte vor Thränen nicht sprechen; es war ja das erste Mal, daß ihre Tochter sie verließ.

Am Bahnhofe von Nogent entfaltete Zita, während ihr Vater die Billette löste, das Papier, das ihr Joseph zugeschoben hatte. Es enthielt einen Hundertfrankenschein und

einige von ihm geschriebene Zeilen: „Möge deine Freundschaft, liebe Zita, mir die Gunst erweisen, diesen Schein anzunehmen. Auch ich will mit teilhaben an deinem Erfolge. Joseph."

Elftes Kapitel.

Als sie in der Rue de Provence bei der Kleiderhändlerin anlangten, war diese gerade im Gespräche mit einer Käuferin, die um ein Paar Stiefeln handelte, und es dauerte eine gute Viertelstunde, ehe man über die Differenz von einem halben Franken einig wurde. Die gute Frau schien übrigens ihren alten Kollegen nicht wiederzuerkennen. Freilich hatte sie ihn bei seinem Eintritte mit neugierigen Augen betrachtet und ließ auch während des ganzen Handels kein Auge von ihm. Aber als die Käuferin fort war, wandte sie sich an ihn: „Und Sie wünschen, mein Herr?"

„Was? Du erkennst deinen alten Kameraden, du erkennst Duchatellier nicht wieder?"

„Duchatellier sagten Sie? Also du bist es, alte Seele? O, wie dumm von mir, daß ich dich nicht sofort wiedererkannt habe!"

„Ich komme, um Kleider für meine Tochter bei dir zu kaufen."

„Ach was! Das ist deine Tochter? Sieh 'mal, so ein hübsches Mädchen! Du kannst dich rühmen, ein schöneres Kind zu haben, als du selbst bist." Und dann fuhr sie im Geschäftsstil fort: „Was brauchen wir alles, mein Schatz?"

Duchatellier setzte ihr auseinander, daß der Direktor des Odeon Zita hören wolle und daß sie zur Vorstellung einen Anzug nebst Mantel gebrauche.

„Gut, ich sehe schon. Etwas Einfaches, nichts Auffallendes, nicht wahr? Etwas Geschmackvolles, ein Kleid, das weder ärmlich noch leichtfertig erscheint?“

Während sie in dieser Weise geläufig weiter sprach, wühlte sie in den hochaufgetürmten Roben und Mänteln umher, in dem Schuhwerk und in den Haufen von Schirmen, Röcken und Korsetten, die überall herumlagen.

Endlich fand sie, was sie suchte.

„Hier, mein schönes Kind, das ist, was wir für Sie brauchen: ein gutes Kleid aus blauem Rips mit Stickereibesatz von gleicher Farbe. Sehr geschmackvoll, echt und solid und wird Ihnen passen wie ein Handschuh! Ich verstehe mich darauf.“

Zita hatte das Kleid in die Hand genommen und prüfte den Saum.

„Wie, Sie glauben wohl gar, das sei schon getragen worden? Anprobiert wohl, aber noch nicht getragen. Es ist ein Modell, welches ich jüngst am Schlusse der Saison bei einem Damenschneider billig gekauft habe. Es ist eine ganz moderne Robe, für welche Sie bei einer Schneiderin fünfhundert Franken bezahlen würden und die ich Ihnen für . . .“

Sie wandte sich an Duchatellier.

„Du weißt, mit dir will ich kein Geschäft machen; ich verkaufe sie dir für den Einkaufspreis: fünfunddreißig Franken.“

Zita war mit einer gewissen Beklommenheit in diesen Laden eingetreten. Es war zwar nicht das erste Kleid, das man ihr kaufte, aber ihre erste Toilette. Und sie hätte so gern gewünscht, daß dieselbe ganz neu sei. Sie glich darin nicht ihrem Vater, sie hatte Vorurteile, wenigstens das des eingebildeten Widerwillens. Wer mochte diesen Anzug schon getragen haben, mit dem sie in das Leben eintreten sollte?

Außerdem that es ihr wehe, nicht jene weibliche Freude genießen zu können, die ihr als das Höchste erschien: eine

Schneiderin um sich herum beschäftigt zu sehen, die Maß nimmt, prüft und darüber nachsinnt, wie sie die vorhandenen persönlichen Vorteile verschönern kann. Je mehr die Händlerin jedoch auf sie einsprach, desto mehr beruhigte sie sich, besonders als sie nun selbst die Robe prüfte und wirklich neu fand.

„So! Und nun brauchen wir einen Mantel," fuhr die Händlerin fort, „einen Hut, Strümpfe, Schuhe . . ."

Aber Zita gab ihrem Vater ein Zeichen. Die siebenundzwanzig Franken Lachapelles gaben zusammen mit ihren dreiundfünfzig im ganzen nur achtzig; man durfte also nicht zu rasch ins Zeug gehen und allzu leichtfertig einkaufen.

„Können Sie wohl siebzig Franken für Ihre Einkäufe anlegen?" fragte die Händlerin, die erraten hatte, was das Mädchen dachte, als sie ihrem Vater den Wink gab. Duchatellier schwankte einen Augenblick.

„Ja."

„Nun, seien Sie ruhig, wir werden diese Summe nicht überschreiten. Die Robe fünfunddreißig Franken, der Mantel fünfzehneinhalb, der Hut sieben, die Strümpfe zweieinhalb, die Schuhe acht, das macht erst achtundsechzig Franken."

Und im Sprechen zog sie mit erstaunlicher Sicherheit Mantel, Hutschachtel, Strümpfe und Schuhe mitten aus dem Gewirre von Sachen hervor.

„Jetzt treten Sie hier ein, mein schönes Kind!" sagte sie, indem sie die Thür eines kleinen, dunkeln Gemaches öffnete, das noch mehr angefüllt war als der Laden. „Und hier kleiden Sie sich an! Ich bin sicher, daß alles passen wird, ich habe ein richtiges Augenmaß."

Während Zita sich ankleidete, kam die Händlerin zu Duchatellier zurück. „Es geht also gut, Alter?"

„Jawohl, ich gebe Gastspiele in der Umgebung von Paris."

„Ich habe davon sprechen hören; denn mehr als einmal habe ich nach dir gefragt, wenn ich mich an die Zeit unsrer Jugend erinnerte. Ich freue mich sehr, daß deine Tochter ins Odeon eintritt. Odeon und Théâtre français, nur da ist ein hübsches Mädchen, wie deine Tochter, nicht gezwungen, alles mögliche zu thun, um ihre Toilette zu verdienen. Die Direktion bezahlt sie ihr! Denke nur, meine Tochter ist auf einem Boulevardtheater und wird demnächst in einem neuen Stücke auftreten, zu dem sie vier verschiedene Toiletten braucht; die würden ihr bei dem Schneider nicht weniger als sechstausend Franken kosten! Dabei verdient sie zweihundertundfünfzig Franken monatlich! Was würde aus ihr werden, wenn ich nicht da wäre und gerade einen guten Gelegenheitskauf gemacht hätte, über den ihre Kolleginnen vor Wut platzen werden."

Zita kam aus dem dunkeln Gemache hervor, angekleidet und in ihrer Umwandlung kaum wiederzuerkennen.

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt?" rief die Händlerin, indem sie Zita prüfend von allen Seiten betrachtete. „Wie reizend Sie sind! Freilich ist es leicht, eine Dame anzukleiden, wenn sie eine so schöne Figur hat wie Sie. Ja, dann macht es Vergnügen. Ihrethalben mache ich mir keine Sorge, Sie sehen ja aus wie eine Prinzessin!"

Zita, die sich im Dunkeln angekleidet hatte, betrachtete sich jetzt in einem Wandspiegel, und wenn sie auch nicht alles Lob der Händlerin gut hieß, so lächelte sie doch mit einer Empfindung naiver Koketterie. Es war das erste Mal, daß sie sich in der modernen Toilette wenn auch nicht einer Prinzessin, so doch einer großstädtischen Dame erblickte.

„Verkaufen Sie mir Ihre abgelegten Sachen?" fragte die Händlerin.

Allein davon konnte keine Rede sein. Der braune Hut gehörte ja ihrer Mama und der Mantel der Schwester, wie hätte Zita die Sachen verkaufen können!

„Nein! Lassen Sie ein Paket daraus machen,“ sagte sie, „das werden wir abholen, wenn wir wieder nach Noisy zurückkehren.“

Als sie den Laden verlassen hatten, schlug Duchatellier vor, zu frühstücken.

„Du mußt vollkommen bei Stimme sein und Geistesgegenwart haben,“ sagte er zu seiner Tochter. „Und auch ich, um mich nicht übervorteilen zu lassen. Ich werde dir ein gutes Frühstück geben lassen.“

Aber nach der Ausgabe von achtundsechzig Franken waren ihnen nur noch zwölf übrig geblieben, die für alle Reisekosten und das Essen ausreichen mußten. Man durfte sich also nicht viel erlauben.

Zita hatte zwar den Hundertfrankenschein Josephs noch in der Tasche, wollte ihn aber nicht ausgeben, ja, sie mochte nicht einmal eingestehen, daß sie die Banknote besäße.

Und so ließen sie sich in einer billigen Garküche ein paar Würstchen mit Eiern geben und tranken eine Tasse Milchkaffee.

„Vielleicht ist es auch besser, daß wir den Magen nicht überladen,“ tröstete sich Duchatellier.

Duchatellier, der glücklich war, als er unter seinen Füßen den Asphalt der Pariser Bürgersteige fühlte, die er seit einigen Jahren nicht betreten, schritt mit erhobenem Haupte einher und warf sich in die Brust, wie ehedem, zur Zeit seiner Triumphe, wenn er eine hübsche Frau an seinem siegreichen Arme führte; er fühlte sich ganz verjüngt.

Freilich war es nur seine Tochter, die sich heute auf seinen Arm stützte, aber hübsch war sie doch auch, sogar sehr hübsch. Und dann sagte er sich, so altväterlich sehe er doch noch nicht aus, noch immer wie ein junger Liebhaber, keineswegs wie ein alter Heldenvater.

Zita war ebenfalls erfreut, dieses Paris durchschreiten zu können, das sie so lange umkreist hatte, ohne bisher mehr

als die fernen Rauchwolken oder den roten Widerschein der Gasflammen davon gesehen zu haben.

Die Blicke der ihnen Begegnenden, die, wie sie fühlte, auf sie gerichtet waren, schmeichelten ihrer weiblichen Eitelkeit. Sie galten nicht der Schauspielerin, sondern dem hübschen Mädchen, und was ihr die Blicke sagten, war eine Musik, die ihr Herz schwellen machte. Es war also doch wahr: sie gefiel. Man fand sie hübsch, und indem sie den Kopf ein wenig drehte, betrachtetete sie über ihre Schulter hinweg die Falten ihres Rockes, die hinter ihr niederfielen.

Im Odeontheater angekommen, trat Duchatellier wie ein Mann auf, vor welchem sich alle Thüren öffnen müssen. Der Erfolg war, daß sich keine einzige öffnete.

„Der Herr Direktor ist beschäftigt, warten Sie!“

„Aber hier ist eine Depesche, in welcher er uns her bestellt.“

„Warten Sie, bis er frei ist!“

Es blieb ihnen nichts übrig als zu warten. Bald sahen sie vor sich scharenweise Männer mit glattrasierten Gesichtern und gepuderten Brauen vorbeidefilieren; das waren die Schauspieler, welche zur Probe kamen.

„Deine Kameraden von morgen,“ sagte Duchatellier leise zu Zita.

Dieser aber schlug das Herz. Wie würde man sie in der neuen Umgebung empfangen, in der, wie man ihr erzählt hatte, Kameradschaft keineswegs gleichbedeutend war mit Freundschaft, nicht einmal mit Sympathie. Aengstlich betrachtete sie die Kameraden. Auch Duchatellier musterte die an ihm Vorübergehenden, allein er erkannte kein einziges Gesicht wieder und war erstaunt darüber.

Schließlich erschien aber doch ein bekanntes Gesicht, es war Faré. Als er Vater und Tochter erblickte, kam er rasch auf sie zu, reichte Duchatellier die Hand und Zita den Arm.

„Treten wir ein," sagte er.

Für ihn war der Direktor nicht beschäftigt und die Thür öffnete sich mit einem Eifer, welcher erkennen ließ, wie hoch er in diesem Hause geschätzt wurde.

Die Vorstellung war schell erledigt. Wie tapfer Zita auch noch vor einem Augenblick gewesen war, so zitterte sie jetzt doch unmerklich unter dem langen Blicke, der sich prüfend auf sie richtete. Sollte doch dieser Blick das Urteil fällen, von dem ihre Zukunft abhing! Welchen Eindruck machte sie? War es nicht dünkelhaft von ihr gewesen, sich hübsch zu finden?

„Was mein Freund, Herr Faré, mir von Ihnen erzählt hat," begann der Direktor, „hat den Wunsch in mir erweckt, Sie zu hören. Da ich aber verhindert bin, nach Noisy zu fahren, um Sie spielen zu sehen, so bin ich Ihnen für Ihr Kommen sehr verbunden. Wollen Sie die Freundlichkeit haben, mir etwas vorzutragen!"

Das war offenbar sehr höflich gesprochen, aber weit lieber wäre ihr ein Wort oder ein Zeichen gewesen, aus welchem sie hätte schließen können, welchen Eindruck sie gemacht. Da sie zögerte, antwortete ihr Vater für sie: „Wollen Sie die Szene von ‚Katarina und Rodolfo?' Sie beginnt mit den Worten: ‚Sie sang ein Lied . . .' Ich werde mir gestatten als Rodolfo zu antworten."

Aber dieser Vorschlag schien den Direktor nicht zu verlocken. Er antwortete: „Ich möchte lieber etwas aus unserm Repertoire haben."

Zita entschloß sich zum Sprechen, sie hatte sich gefaßt und zitterte nicht mehr.

„Wollen Sie die Szene aus dem vierten Akte der ‚Iphigenie'?" fragte sie.

„Iphigenie? Gewiß, sehr gern! Fangen Sie an, ich höre!"

Allein bevor sie begann, wollte Faré, daß sie Mantel und Hut ablege.

„Machen Sie sich's bequem," sagte er, ihr mit Blicken und Reden Mut zusprechend.

Nun erschien sie schlank und elegant in ihrer Robe, die ihre geschmeidige Taille hervortreten ließ, und auch in den Augen ihres Richters glaubte sie sofort ein Zeichen der Billigung zu bemerken.

Sie hatte die Szene mit Lachapelle so oft durchgearbeitet, daß sie im Herzen jenes behagliche Gefühl der Sicherheit empfand, das durch das Bewußtsein des Könnens hervorgerufen wird. Sie begann.

Man ließ sie bis zu Ende sprechen, ohne ihr ein Wort zu sagen. Und hätte sie nicht in den befriedigten Blicken Farés die Wirkung bemerkt, die ihre Recitation hervorrief, so hätte sie an eine Niederlage glauben können. Erst als sie die beiden Schlußverse gesprochen hatte, fällte ihr Richter das Urteil: „Gut! Sehr gut! Ausgezeichnet!"

Und das war alles.

Sie hätte gewünscht, daß er andeute, was gut, was sehr gut und was nicht gut war; aber er gab sich diese Mühe nicht.

Dagegen trat Faré jetzt auf sie zu.

„Wir wollen einen kleinen Spaziergang machen," schlug er vor, „während die Herren das Geschäftliche besprechen. Wir sind gleich wieder zurück."

Faré war mitteilsamer als der Direktor und hielt nicht damit zurück, seine Anerkennung ausführlich zu begründen, und zum erstenmal ward Zita die Freude zu teil, das offen aussprechen zu hören, was sie sich selbst zu gestehen nie gewagt hatte; und der so zu ihr sprach, war ein Mann, dessen Urteil maßgebend war und dessen Wort gewichtig in die Wagschale fiel, ein Herrscher in der Bühnenwelt.

„Ist es denn wahr, wirklich wahr?" fragte sie, kaum ihren Ohren trauend.

„So wahr, daß Ihr Engagement in diesem Augenblick

schon unterzeichnet ist und daß Sie morgen mit den Proben beginnen werden."

„Morgen!"

Sie setzte nun auseinander, daß sie nicht mit dem Gedanken nach Paris gekommen sei, gleich dazubleiben, und daß sie nichts mitgebracht habe. Aber er wollte davon nichts hören: es sei unumgänglich notwendig, daß sie von morgen an ihre Rolle lerne, und er könne ihr auch nicht einen Tag Aufschub bewilligen; sie solle im Hotel absteigen, wohin er ihr schicken werde, was ihr fehle. Für ihre ersten Auslagen werde sie einen Vorschuß erhalten, wie auch ihrem Vater eine Entschädigung für die Störung bezahlt werde, welche die Vorstellungen des Theaters Duchatellier durch ihren plötzlichen Austritt erleiden würden. Das sei alles schon vorbereitet; es handle sich nur um die Unterzeichnung des Kontrakts — eine reine Formalität.

Aber für sie, die die Ansprüche ihres Vaters kannte, erschien diese Formalität keineswegs so einfach wie für Faré. Welcher von den beiden Direktoren, dachte sie, würde den andern wohl übervorteilen?

Als sie jedoch in das Büreau des Direktors zurückkehrten, waren die Unterschriften schon gewechselt. Zita fragte sich, ob das alles auch Wahrheit sei, ob sie nicht träume. Das Odeon war für sie nicht mehr eine Schauspielbühne, sondern ein Feentheater, in welchem Faré die Rolle eines Zauberers spielte.

Ihren Höhepunkt erreichte die Feerie indes, als sie sah, wie ihr Vater einen Fünfhundertfrankenschein in die Tasche steckte, und als man ihr selbst drei Hundertfrankenscheine mit einer Quittung vorlegte als Abschlagszahlung auf ihren ersten Gehalt.

Dreihundert Franken als Abschlag für sie, die noch nie zehn Franken im Besitze gehabt hatte!

„Jetzt wählen Sie Ihr Hotel," sagte Faré, „und wenn

Sie eingezogen sind, schicken Sie Ihre Adresse ins Theater. Ich werde Ihnen Ihre Rolle hinsenden und morgen vormittag zu Ihnen kommen, um mit Ihnen über das Stück zu sprechen. Ich werde Sie selbst zur Probe führen."

„Glaubst du daran?" rief Zita aus, als sie mit ihrem Vater unter der Säulenhalle allein war.

„Dieser Faré scheint ein braver Mensch zu sein; er verdient, daß du ihm dankbar bleibst."

„Und erst Herr Chamontain, denn schließlich ist er es doch, der uns Herrn Faré zugeführt hat!"

„Sei auch dem jungen Chamontain dankbar, das kann nichts schaden."

Die Freude Duchatelliers war nicht so ungetrübt, wie die Zitas; zu den berechtigten Motiven des Stolzes gesellte sich ein gewisser Verdruß. Es war immer dasselbe, er machte sich Vorwürfe darüber, daß er zu gut, zu entgegenkommend, zu ehrlich gewesen sei. Gewiß hätte er weit mehr als sechshundert Franken Gage monatlich erlangen können. Ein Trost, daß er wenigstens an die Zukunft gedacht und nur ein Engagement von einem Jahre bewilligt hatte. In einem Jahre wollte er, wenn Zita Erfolg hätte, schon mehr erzielen. Und dann hatte ihn auch die Furcht zurückgehalten, dieses Debüt, über das Zita sich so glücklich zeigte, durch übertriebene Ansprüche zu vereiteln. Nein, er hatte sich nicht übervorteilen lassen, aber er hatte auch nicht, wie er es gewünscht, diese Canaille von Direktor übers Ohr gehauen.

Uebrigens hatte er keine Zeit, über diese Dinge noch lange nachzudenken, denn die Wohnungsfrage war dringlicher und mußte, bevor er nach Noisy zurückfuhr, gelöst werden.

Wäre er noch der schöne Duchatellier von Montmartre und Batignolles gewesen, so hätte es ihn wohl wenig angefochten, wenn er eine Tochter in Zitas Lage gehabt hätte: mit achtzehn Jahren ist man schon im stande, sich zu wehren.

Aber der tägliche Verkehr mit seiner fürsorglichen und schüchternen Frau und noch mehr vielleicht das enge Familienleben im Theaterwagen, in welchem die Kinder unter der Hand des Vaters und der Mutter groß geworden waren, hatten seine Gefühle und Ideen geändert, und jetzt faßte er diese Trennung, dieses Verlassen seiner Tochter, seiner schönen Tochter, mitten in diesem großen Paris, wo sie so allein sein sollte, nicht ohne Beunruhigung auf. Er wußte wohl, als er sich entschloß, den Antrag Farés anzunehmen, daß dieser Abschied unvermeidlich sei, aber damals stand derselbe nicht unmittelbar bevor, während er jetzt noch vor Einbruch des Abends eintreten sollte, ohne daß er jemand um Rat fragen konnte.

Zu der Zeit, wo er seine Wandervorstellungen noch nicht in den Dörfern der Umgebung von Paris, sondern in den kleinen Nachbarstädten gab, hatte er oft eine Boulevardschauspielerin, Namens Eudoxie, engagiert, welche später mit einigem Vermögen das Theater verlassen und ein Hotel garni in der Rue Vaugirard übernommen hatte. Wenn sie noch jenes Hotel besaß, dann konnte Zita nirgends besser als bei ihr untergebracht werden; denn sie war eine brave, gute Frau. Aber seit länger als zwölf Jahren hatte er sie aus den Augen verloren. Ob sie wohl noch jenes Hotel besaß? Er entschloß sich, hinzugehen.

Er verließ mit Zita die Säulengänge des Odeons und war bald darauf in der Rue Vaugirard. Unterwegs sprach er von Eudoxie, an welche sich Zita nicht mehr erinnern konnte. Das Hotel mußte sich gegenüber dem Luxemburgpalast oder nicht weit davon befinden. Duchatellier war nur ein einziges Mal dort gewesen und hatte sogar den Namen vergessen. Sie schritten also, in die Höhe blickend, auf dem Bürgersteig vor dem Luxemburgpalaste einher und prüften dabei die gegenüberstehenden Häuser. Kurz vor der Ecke der Rue Férou bemerkten sie eine frischgemalte Fassade mit

der Inschrift „Hotel des Médicis.“ Von außen sah das Haus einladend, reinlich, still und ruhig aus. Sie traten ein.

Auf die Frage Duchatelliers nach Fräulein Eudoxie antwortete ein Dienstmädchen, welches Kupfergeschirre scheuerte, es wohne kein Fräulein dieses Namens im Hause.

Eben wollten sie wieder fortgehen, als ein hochgewachsener Mann mit glatten Haaren und rasiertem Gesicht, der in seinem schwarzen Frack wie ein Begräbnisagent aussah, aus einem kleinen Büreau hervorkam und höflich fragte, wovon die Rede sei.

„Wir suchen Fräulein Eudoxie,“ sagte Duchatellier. „Fräulein Eudoxie?“ wiederholte der Fremde mit freundlichem Lächeln, das sein breites Gesicht verklärte. „Ich vermute, daß Sie Frau Crozat, meine Frau, meinen. Sie heißt mit ihrem Vornamen Eudoxie, war ehemals Liebhaberin an der Porte St. Martin und ist gegenwärtig Madame Crozat. Bitte, treten Sie ein, ich werde Sie ihr anmelden.“

Sie brauchten nicht lange im Büreau zu warten, denn alsbald erschien Frau Crozat, noch vornehmer und stattlicher als zu jener Zeit, wo sie die Maria oder die Katharina Médicis spielte, nach welcher sie ihr Hotel getauft hatte.

Das Wiedererkennen fand nicht beim ersten Worte statt, als es aber endlich erfolgt war, zeigte sich Frau Crozat hocherfreut und stellte sich ganz dem „schönen Fräulein“ zur Verfügung.

Man plauderte nun kameradschaftlich von alten Zeiten mit ihren künstlerischen Erfolgen, ein unerschöpfliches Thema! Endlich kam Zitas Angelegenheit an die Reihe und da fand sich schnell Rat.

Im vierten Stock war ein Balkonzimmer mit der Aussicht auf den Luxemburggarten frei, das ganz für Zita geeignet schien: Licht, Luft, freundlicher Ausblick, im Winter Vögel, im Sommer Blätter und Blumen — und das alles für sechzig Franken monatlich. Später könnte man ihr nötigen-

falls noch einen kleinen anstoßenden Salon zur Verfügung stellen. Für die Mahlzeiten bot man ihr dieselbe Bequemlichkeit, es stünde ihr frei, auf ihrem Zimmer oder an der Tafel im Restaurant zu speisen; sie befände sich nicht in einem gewöhnlichen Hotel, sondern in einem guten Pensionat, wo man freundschaftlich mit ihr verkehren werde.

Duchatellier konnte nun beruhigt nach Noisy zurückkehren, wo er noch rechtzeitig für die Abendvorstellung eintreffen wollte, um so mehr als er jetzt nicht, wie des Morgens, darauf angewiesen war, zu Fuß nach dem Dorfe zu gehen oder mit dem Omnibus zu fahren, sondern sich schon eine Droschke erlauben durfte. Zita begleitete ihn zum Bohnhof, nachdem sie zuvor das Paket mit den alten Kleidern von der Händlerin geholt hatten. Beim Abschiede bat sie den Vater, die Mutter und die Geschwister Marietta und Stanislaus in ihrem Namen zu küssen und Lachapelle und Joseph herzlich die Hände zu drücken.

Als sie durch die Rue Racine zurückkehrte und am Odeon vorbeifuhr, bewunderte sie die Kolonnaden und sagte sich, daß das doch ein schönes Theater sei. Als sie wieder in ihr Zimmer hinaufgestiegen war und ihre Blicke in demselben umherschweifen ließ, machte sie die Bemerkung, wie schön auch hier alles sei, wie hoch die Decke, wie weit der Raum, wie breit die Fenster! Welcher Abstand zwischen diesem Zimmer und dem Theaterwagen, in welchem sie bisher gelebt, mit seiner niedrigen Decke, seinen beengenden Holzwänden und seinen kleinen Guckfensterchen, die so wenig Licht gaben.

Die Mahagonibettstelle dünkte ihr so riesengroß, daß man sich darin verlieren könnte. Anstatt der harten Bänke, auf die sie sich bisher hatte setzen müssen, besaß sie nun zwei Sessel und ein Sofa in ihrem Zimmer, auf dem Kamin tickte eine Stutzuhr, daneben standen zwei schöne Bronzeleuchter.

An den Fenstern waren Vorhänge, die sich mit Schnüren auf- und zuziehen ließen. Sie probierte dieselben erst langsam, vorsichtig, dann schneller, als sie sah, daß nichts riß. Hierauf öffnete sie das Fenster und trat auf den Balkon. Der Abend begann niederzusinken und die dunkeln Zweige der Bäume des Gartens hoben sich auf goldnem Grunde ab; fern im Buschwerke kreischten und zankten Scharen von Vögeln, bevor sie sich zum Schlafe begaben, und erinnerten sie mit ihrem Geräusch an das Landleben; unmittelbar unter ihr aber auf dem Pflaster der Straße rollte in beständigem Hin- und Herwogen das Leben der Großstadt, deren geheimnisvoller Odem sich in einem unbestimmten Lärm äußerte.

All das sah sie zum erstenmal, es interessierte sie, und doch waren ihre Gedanken mehr mit ihrer eignen Lage als mit ihrer fremdartigen Umgebung beschäftigt. Gar oft hatte sie von jener Stunde geträumt, die sie jetzt erlebte, der Stunde, wo sie in Paris zu ihrem Debüt ankommen würde, und stets hatte sie dabei ein mächtiges Wonnegefühl, eine begeisterte Verwegenheit empfunden. Aber in der Wirklichkeit entschwanden Wonnegefühl und Verwegenheit. Gerade weil diese Zimmerdecke so hoch, die Wände so weit von ihr waren, fühlte sie sich recht einsam, recht klein und schwach.

Auch der Abend mit seinem zunehmenden Dunkel lastete schwer auf ihr. So blieb sie geteilt zwischen ihrer Vergangenheit, deren Erinnerungen ihr das Herz erwärmten, und ihrer Zukunft, in die sie sich nicht zu versenken wagte, so erschreckend erschien ihr dieselbe jetzt.

Da glaubte sie an die Thür klopfen zu hören; sie verließ den Balkon und kehrte ins Zimmer zurück.

Ein Diener trat ein und überreichte ihr ein Paket nebst einem Briefe.

Hastig nahm sie den letzteren; er war von Faré.

„Anbei überreiche ich Ihnen das Manuskript des Stückes und Ihre Rolle. Lesen Sie beide, wenn Sie Zeit dazu haben.“

Ob sie Zeit hatte!

Sie schloß das Fenster, zündete eine Kerze an und begann sofort das Manuskript zu lesen. Erst bei dem Worte „Ende“ hörte sie auf.

Wonnegefühl und Verwegenheit waren ihr wieder zurückgekehrt.

Sie zweifelte weder mehr an sich selbst, noch an ihrem Glück und die Zukunft erschien ihr nicht mehr erschreckend, sondern strahlend. Welch wundervolles Stück! Welche schöne Rolle! Und ihr gab man diese Rolle, sie war es, welche sie schaffen sollte. Wenn Faré sein Vertrauen in sie gesetzt hatte, so mußte er sie doch desselben für würdig halten; ein Mann, wie er, konnte sich nicht täuschen.

Erst jetzt dachte sie an das Abendessen und eilte die Treppen hinab. Die Mahlzeit war schnell beendigt, obgleich Frau Crozat sie zurückzuhalten und zum Gespräch zu veranlassen suchte.

Auf ihr Zimmer zurückgekehrt, begann sie ihre Rolle einzustudieren und dachte an nichts andres, als die Verse ihrem Gedächtnis einzuprägen.

Als das erste Licht erloschen war, zündete sie ein zweites an, und erst als dieses ausgebrannt war, ging sie bei dem schwachen Schimmer der Gasflammen der Straße zu Bette.

Am andern Morgen machte sie sich, noch im Bette liegend, von neuem an die Arbeit; erst um neun Uhr stand sie auf, um den Besuch Farés zu erwarten.

Als er erschien, fand er sie bereits angekleidet, ihr Zimmer in voller Ordnung, auf dem Tische lag das Manuskript aufgeschlagen.

„Sie haben wohl noch nicht Zeit gehabt, es zu lesen,“

sagte er. „Wünschen Sie, daß ich Ihnen das Stück erkläre?“

„O, ich habe es gelesen!“

„Und sind Sie mit Ihrer Rolle zufrieden?“

„Ich finde keine Worte, um Ihnen auszudrücken, wie stolz ich darauf bin, daß Sie mich für fähig halten, diese Rolle zu übernehmen.“

In ihren Worten lag ein Gefühl, das die beste Danksagung aufwog. Das empfand Faré.

„Heute,“ sagte er, „werden Sie Ihre Rolle noch einmal lesen.“

„Ich kann sie schon auswendig.“

„Wann haben Sie die Rolle gelernt?“

„Gestern nacht und heute früh.“

Er faßte sie bei beiden Händen und rief einmal über das andre: „Wackeres Mädchen! Wackeres Mädchen!“

Zwölftes Kapitel.

„Kein einziger Nagel, mein Lieber, kein einziger!“

Es handelte sich bei diesem Ausrufe nicht um das, was man seit einigen Jahren im Pariser Theaterjargon mit „Nagel“ bezeichnet, das heißt um die Effektszene, um welche sich das ganze Stück dreht, sondern um einen wirklichen, eisernen Nagel. Auf dem Theater ist man abergläubisch und ein solcher alter Aberglaube sagt, wenn man am Tage der Generalprobe und der ersten Vorstellung viele Nägel finde, welche von den Maschinisten oder Tapezierern verloren worden sind, so könne man auf einen guten Erfolg rechnen.

„Hella“, die vielbesprochene Theaternovität, führte sich

also unter einem höchst ungünstigen Vorzeichen ein, denn schon wieder ertönte der Ruf: „Kein einziger Nagel!“

Und niemand auf der Bühne wunderte sich darüber; im Gegenteil hatte es schon vom ersten Tage der Proben an jedermann geahnt, daß man einem „gründlichen Fiasko“ entgegengehe.

Zunächst schon das Stück: welch erbärmliches Zeug! Wie klug waren sie doch am Théâtre français gewesen, es zurückzuweisen! Und da man am Odeon nicht minder klug zu sein glaubte, so hatten mehrere Schauspieler ihre Rollen kaum recht auswendig gelernt.

Wozu sich auch das Gedächtnis mit den hochtrabenden Versen eines so lächerlichen Stückes vollstopfen, das ja doch wahrscheinlich nicht zu Ende gespielt werden würde! Und nun gar so eine Debütantin wie diese Duchatellier! Welche trostlose Niederlage mußte ihr bevorstehen! Ganz verdientermaßen, denn eine solche Dreistigkeit war ja noch gar nicht dagewesen! Aus einer Jahrmarktbude hervorzugehen und sich einzubilden, man könne auf der Bühne des Odeontheaters erscheinen. Die Unverschämtheit, sich am Odeon sechshundert Franken monatlich zahlen zu lassen, während die beste Schülerin des Konservatoriums, die soeben den ersten Preis davongetragen hatte, nur hundertundfünfzig erhielt!

Was hatte sie denn Außerordentliches an sich, das eine so skandalöse Bevorzugung rechtfertigte? Etwa strahlende Schönheit oder imponierendes Talent? Oder etwas ganz Besondres, das nur bei ihr allein zu finden wäre? Man sah bis jetzt nichts von alledem. Wo sollte sie auch das Talent her haben! Und ihre Schönheit war durchaus nicht unbestritten. Nichts Originelles war an ihr zu finden, weder Haltung, noch Stimme, noch Gebärde; sie hatte ein so nichtssagendes Auge und war zu alledem dumm, o, so dumm, wie eine Gans! Und doch hatte diese Gans den Dichter

Faré zu umstricken vermocht? Denn daran konnte man nicht zweifeln, er hatte sie offenbar der Theaterdirektion aufgezwungen, weil sie seine Geliebte war.

Aber wie war sie das geworden?

Auf diese Frage gab es für alle, die das Leben kannten, nur die eine Antwort: Faré mußte wohl, gleich so vielen Männern seines Alters, den niedrigen Ausschweifungen ergeben sein. Nur so ließ es sich erklären, daß ein Mann, der unter dem Publikum der besten Pariser Theater Eroberungen machen konnte, soviel er wollte, sich so weit verirren konnte, sich in ein Mädchen aus einer Jahrmarktbude zu vergaffen. Freilich war es diesem Faré zeitweise recht schlecht gegangen, bevor er seine reiche Frau geheiratet hatte und bevor er sich Bahn brach und nun hunderttausend Franken jährlich verdiente. Gewiß haftete ihm von jener Zeit her noch der seltsame Geschmack an, der sich durch diese Wahl kundgab.

Zita war nicht so naiv, sich einzubilden, daß sie mit offnen Armen von ihren Kollegen empfangen werden würde. Wußte sie doch, daß der Platz, den sie einnehmen sollte, einer andern zu ihren gunsten entzogen worden war. Und diese andre glaubte ein wohlerworbenes Recht darauf zu besitzen. Zita sah daher voraus, daß ihr die Freunde ihrer Rivalin alle möglichen Hindernisse in den Weg legen würden. Sie fand dies zu natürlich, als daß sie sich darüber gewundert hätte. Was sie aber nicht vorhergesehen hatte und was sie nicht begriff, war die unversöhnliche Feindschaft, die Verachtung, der Haß, womit man sie allgemein verfolgte.

Warum das? Welches Verbrechen konnte man ihr vorwerfen? Sie hatte keine Intriguen angewandt, um diese Rolle zu erhalten; man hatte sie ihr angeboten, man war zu ihr nach Noisy gekommen, nicht sie nach Paris. Aber niemand sprach mit ihr, und wer ihr in den Coulissen oder

den Gängen begegnete, blickte sie verächtlich von oben herab an, oder murmelte achselzuckend: „So ein Frauenzimmer!“ „So ein Geschöpf!“ Warum das?

Sie war zwar nur die Tochter eines wandernden Schauspielers, aber darum doch diesen Töchtern von Hausdienern und kleinen Ladenbesitzern, welche sie so von oben herab behandelten, vollkommen ebenbürtig. Freilich war sie nicht aus dem Konservatorium hervorgegangen, aber darum hatte sie vielleicht mehr als jene gearbeitet und zwar unter einem vortrefflichen Lehrmeister, von dem sie mit achtzehn Jahren schon mehr von der Kunst erfahren hatte als jene hochmütigen Kolleginnen mit dreißig. Auch ihr Aeußeres verdiente, wie ihr der Spiegel sagte, keine solche Geringschätzung. Hätte sonst wohl Gaston Chamontain oder der Herzog von Paradan, die doch Leute von Geschmack waren, sie beachtet? Hätte Faré sie engagieren lassen, hätte er ihr eine so bedeutende Rolle in seinem gewagten Spiele anvertraut?

Wie schmerzlich ihr auch alle diese Feindschaften waren, so schien ihr doch, daß sie sich nicht allzu sehr darüber beunruhigen dürfe, denn da dieselben ohne Ursache entstanden waren, so mußten sie auch von selbst wieder verschwinden. Bedenklicher aber war es, daß sie sich zwei Kollegen, welche mit ihr die Hauptrollen in „Hella“ spielten, zu persönlichen Feinden gemacht hatte. Der eine, ein Herr Manuel, spielte Liebhaberrollen nicht ohne Talent; er hatte einen hübschen Kopf, ein reizendes Lächeln, wundervolle Zähne und ein feuriges Augenspiel. Leider aber hatte er nur eine kleine Figur, und das brachte ihn zur Verzweiflung.

Als er Zita, die ihn fast um eine volle Kopflänge überragte, zum erstenmal sah, war er wie vernichtet. Wie sollte er zwei entscheidende Liebesszenen mit einer Partnerin spielen, die hoch über ihn hinwegsah und ihn darum noch kleiner erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit war. Mit hohen Ab-

sätzen konnte er dagegen nichts ausrichten, sondern sich nur lächerlich machen. Offenbar hatte man diese Riesin engagiert, um ihn zu blamieren. Das war wieder ein Streich der Direktion, ein schändlicher Streich! Darum schwur er dem Werkzeug dieser Intrigue unversöhnlichen Haß. Um ihn etwas zu beruhigen, hatte Faré versprechen müssen, daß Zita nur Lumpen tragen sollte, während er so elegant und glänzend auftreten könne, wie er wolle, so daß man nur ihn sehen, nur ihn bewundern würde.

Dandelot, so hieß der andre, war im Grunde nur darum Schauspieler geworden, weil er ein hübscher Mensch war und weil sein regelmäßiger Kopf mit dem gekräuselten Haar, seine tiefschwarzen Augen, sein hoher Wuchs, seine breiten Schultern, seine stattliche militärische Haltung ihm den Ruf eines unwiderstehlichen Besiegers der Frauenherzen verschafft hatten.

Wie die übrigen, so trat auch er Zita anfangs mit äußerster Verachtung gegenüber; aber bei der dritten Probe, als sie mit ihm die Bühne verließ, um in die Coulisse zu treten, bemerkte sie mit Ueberraschung, daß er sich diesmal nicht entfernte, sondern sie mit zudringlichen Blicken betrachtete und ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen suchte.

„Nicht wahr, sie sind nicht liebenswürdig, diese Kolleginnen?“ sagte er.

Sie erhob den Blick zu ihm und bemerkte sein eigentümliches Lächeln.

Da sie nicht antwortete, teils weil sie nicht wußte, was sie sagen sollte, teils weil dieses seltsame Lächeln sie beunruhigte, fuhr er fort: „Man thut entrüstet gegen Sie, weil Sie der garstigen Valerie die Rolle weggeschnappt haben. Nun, mein Täubchen, solange Sie niemand haben, der Sie mit fester Hand beschützt“ — er zeigte dabei seine geschlossene Faust und seinen kräftigen Arm — „wird das wohl nicht aufhören!“

Sein Antrag war nicht mißzuverstehen, und jenes eigenartige Lächeln erklärte denselben vollends.

Er wurde aber noch deutlicher.

„Sobald Sie auf mein Anerbieten eingehen, brauchen Sie mir nur ein Zeichen zu geben, und Sie werden sehen, wie sich das ändern wird."

„Ich danke Ihnen," antwortete sie kühl.

Und sie entfernte sich so rasch, als es, ohne aufzufallen, möglich war.

Am folgenden Tage, am Schlusse derselben Szene, in welcher sie miteinander aufzutreten hatten, nahm Dandelot das Gespräch genau da wieder auf, wo es tags zuvor durch Zitas Flucht unterbrochen worden war.

„Wie Sie sehen, geht das immer so weiter," sagte er, „und es wird sich nicht ändern, solange man Sie alleinstehend weiß. Haben Sie sich das, was ich Ihnen sagte, überlegt?"

„Aber ich habe Ihnen ja gestern schon geantwortet!"

„So? Also spröde! Nun, wie du willst, meine Kleine!"

Sie hatte geglaubt, sie werde ihn los sein. Da kannte sie ihn aber schlecht. Er war nicht gewohnt, sich ohne weiteres abweisen zu lassen. Sie hatte ihn beleidigt, und er wollte sich an ihr rächen.

Daher stellte er sich von nun an, so oft sie beide nicht spielten, im Foyer, in der Coulisse oder wo sie sich gerade befanden, dicht neben sie und begann mit halblauter Stimme in Gassenjungenart zu schimpfen. Er wandte sich dabei nicht direkt an sie, redete aber so laut, daß sie jedes Wort, das er sagte, hören mußte, während sie dabei die spöttischen Blicke der übrigen Schauspieler auf sich ruhen fühlte, denen diese Szene natürlich großen Spaß machte.

Die Verfolgungen und plumpen Schmähreden Dandelots hätten ihr vielleicht bei einigen Gutgesinnten Sym-

pathieen erweckt, wenn nicht die Zeitungen diese gute Regung schnell wieder unterdrückt hätten.

Infolge des Engagements Zitas am Odeon hatte nämlich Bachollet den ihm bekannten Reportern anvertraut, welchen wichtigen Anteil er an der „Entdeckung“ dieser Künstlerin gehabt; er hatte ihnen ausführlich erzählt, wie er, Chamontain und der Herzog von Paradan auf einer Sportfahrt diesen „Stern“ gefunden und wie sie dann Faré gleichsam mit Gewalt nach Noisy geführt hätten.

Dies Thema war ein zu dankbarer Stoff, um von den Reportern verschwiegen zu werden. Und so las man bald unter den Theaternachrichten aller Pariser Blätter Plaudereien über Duchatelliers Theaterkarren, und bevor noch jemand den neuen „Stern“ gesehen hatte, war er so bekannt, wie die Sterne am Himmelsraume. Man sprach allenthalben in Paris von Duchatellier, weil er ihr Vater, von Lachapelle, weil er ihr Lehrer war; nur von ihr redete man in den Cafés, auf den Boulevards, und ihr Name füllte die Zeitungen.

Immer nur sie! Es war empörend!

Und der Neid unterdrückte das Mitleid und zugleich die Gerechtigkeit.

Freilich hätten diese allgemein bekannten Einzelheiten die Fabel von den unlauteren Motiven Farés Lügen strafen sollen, allein man hatte nur Sinn für eins: für den Platz, den Zita wegnahm. Und so wurden die Blicke, die sonst ohne Zweifel freundlich geworden wären, nur noch feindlicher, der Klatsch nur noch boshafter.

Trotz alledem beklagte sich Zita niemals darüber, noch ließ sie sich dadurch entmutigen, und wenn ihr die Thränen in die Augen kommen wollten, so drängte sie dieselben stets zurück.

Uebrigens ließ Faré sie nicht im Stich. Ohne sie offen zu verteidigen, wodurch er die Feindseligkeiten nur noch an-

gestachelt haben würde, verstand er es stets, im gegebenen Momente zu ihrer Unterstützung einzuschreiten.

Er sah sie bei den Proben und besuchte sie auch fast täglich auf ihrem Zimmer, bald des Morgens, bald des Abends, und da er sich trefflich auf die Inszenierung verstand, ein ebenso guter Regisseur wie Lehrmeister war und die Fähigkeit besaß, alle Rollen seiner Stücke selbst so gut zu spielen, daß man mit einer solchen Wiedergabe des Erfolges sicher gewesen wäre, so machte Zita auf ihrem Zimmer im Hotel des Médicis unter seiner Leitung ebenso erfolgreiche Studien, wie in den Proben.

Bei diesen Uebungen wußte er ihr in den Pausen immer wieder durch ein gutes Wort Mut zum Ausharren gegen die gehässigen Kollegen einzuflößen.

„Beunruhigen Sie sich nicht über die Gesichter, die man Ihnen macht. Haben Sie Geduld und der Erfolg wird Sie aufheitern, wie die Sonne die Wolken zerstreut. Am Abend der ersten erfolgreichen Vorstellung werden wir nur noch Freunde haben. Thun Sie, als merkten Sie nicht, wie man Sie ansieht, und als hörten Sie die boshaften Reden nicht, die man bei Ihrem Vorübergehen wechselt. Sehen Sie auf mich. Machen mich die Zweifel unruhig, denen ich überall, bei Ihren Kollegen wie bei der Direktion begegne, die nun schon zehnmal die Meinung über mein Stück gewechselt hat, es vor einem Monat wundervoll, vor vierzehn Tagen abscheulich fand und jetzt gar keine Meinung mehr darüber äußert? Mein Weg geht geradeaus, gehen auch Sie den Ihrigen tapfer voran bis zum Ende der Schlacht!“

Endlich war der Tag dieser Schlacht herangekommen.

„Kein einziger Nagel, kein einziger!“

Diese Worte waren nicht unter den Schauspielern geblieben, sie hatten sich in der ganzen Theaterwelt verbreitet, und jedermann erwartete eine sichere Niederlage.

„Der arme Faré!“

Mit diesem Ausrufe redeten sich alle Bekannten Farés an.

„Das Stück ist also wirklich so schlecht?“

„Niemand ist zur Generalprobe zugelassen worden, seine Freunde, die Journalisten, alle hat er zurückgewiesen.“

Was aber den intimeren Bekannten des Dichters noch bezeichnender erschien, war, daß Frau Faré, die sonst allen ersten Aufführungen der Stücke ihres Gatten mutig beiwohnte, heute abend nicht ins Theater kommen sollte. Es verlautete, sie sei unwohl.

„Das kennt man, man kann auch vor Furcht krank werden. Jedenfalls soll auf dem Theater alles drunter und drüber gehen. Diese kleine Duchatellier, welche Faré, Gott weiß woher, geholt hat, soll ganz abscheulich sein.“

Wohl gab es einige alte Theaterbesucher, welche sich erinnerten, daß nicht selten mit Bestimmtheit erwartete große Niederlagen sich zu den größten Theatererfolgen gestaltet hatten, wie z. B. bei der Première der „Kameliendame“. Allein man zuckte die Achseln und tröstete sich damit, daß man wenigstens einen recht heiteren Abend erleben würde.

Unter diesem Eindrucke füllte sich der Saal und die glänzenden Namen der heutigen Theaterbesucher ließen erkennen, daß diese Première eine der interessantesten Vorstellungen der Saison sein würde. Es war zwar nicht das ganz vornehme Paris, aber doch die gesamte Pariser Kunstwelt versammelt. In einer Proszeniumsloge erblickte man auch den Herzog von Paradan, neben ihm saß sein Schwager Chamontain, und hinter beiden konnte man von Zeit zu Zeit Bachollet bemerken, der, wie es schien, sich absichtlich im Hintergrunde der Loge aufhielt und sich nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, zur Schau stellen wollte. Die drei Freunde waren gekommen, um sich das Debüt ihres „Findlings“ anzusehen. Da aber Bachollet wußte, welche Gerüchte über die voraussichtliche Niederlage umgingen, so vermied er es, sich in den Vordergrund zu drängen.

„Sie begreifen," sagte er zu Gaston, „wenn sie keinen Erfolg hat, so lohnt es sich nicht, sich angaffen zu lassen." Nachdem er mit Behagen alle Artikel und Notizen gelesen, die seiner erwähnten, sobald von Zita die Rede war, hatte er sich die Frage vorgelegt, ob es nicht sehr unklug von seiner Seite gewesen sei, zu erzählen, daß er bei ihrer Auffindung beteiligt war. Denn nun war er ja für ihre Leistungen gewissermaßen mit verantwortlich, und das brachte seinen Ruf als Kenner in Gefahr.

Wer auch nur ein wenig das Theaterleben kannte, dem war es leicht, die feindliche Stimmung des Publikums wahrzunehmen. Im ganzen Hause, vom Orchester bis zur letzten Galerie, vernahm man mißliebige Aeußerungen über Faré und Zita.

Duchatellier, Lachapelle und Frau Crozat, die Hotelwirtin, befanden sich mit Joseph in einer kleinen Seitenloge des zweiten Ranges, gerade gegenüber der vornehmen Orchesterloge Gastons. Auch sie hatten diese feindselige Stimmung des gefürchteten Premièrenpublikums bemerkt. Offenbar bestand eine Kabale. Aber warum? Sie wußten weder, von wem dieselbe ausging, noch gegen wen sie gerichtet war. Duchatellier, Lachapelle und Joseph waren erst eine Stunde vor der Vorstellung von Noisy angekommen, und Zita hatte sich wohl gehütet, ihnen ihre Beängstigungen mitzuteilen. Ebensowenig hatte sie mit Frau Crozat darüber gesprochen. Wozu auch? Es widerstrebte ihr, sich zu beklagen.

Sie rieten also hin und her, was wohl die Ursache dieser Kabale sein könne, nur Joseph nahm keinen Teil am Gespräche. Er war ins Theater eingetreten, glücklich, Zita wiedergesehen zu haben, die ihn voll Zärtlichkeit und im Glauben an ihren bevorstehenden Triumph empfangen hatte. Als er jetzt aber den Kopf Gastons erblickte, war er wie vom Blitze getroffen.

Wie! Er war da, und in dieser Proszeniumsloge? Sie mußte ihn notwendigerweise sofort bemerken, und der erste Beifall, den sie empfangen und der sie unmittelbar, fast wie ein Händedruck berühren würde, kam von ihm, während sie die Ihrigen in dieser hochgelegenen Loge kaum sehen würde! Von diesem Augenblicke an hatte Joseph allen Sinn für das, was um ihn her gesprochen wurde, verloren.

Der Beginn der Vorstellung war auf acht Uhr angekündigt und um eine Viertelstunde später ging der Vorhang in die Höhe. Wie immer, wurde die erste Szene unter dem Geräusch der zu spät Kommenden und dem Zuschlagen der Thüren gespielt.

„Da ist mir unser Publikum doch lieber,“ sagte Duchatellier.

Aber Fare, der das Publikum kannte, war vorsichtig genug gewesen, seinem Stücke zwei erklärende Einleitungen zu geben. Zuerst eine des Ortes und der Umgebung, in welcher die Handlung vor sich gehen sollte, und dann eine Exposition des Dramas selbst, die passend eingeschoben, zum Verständnis desselben hinreichte. Erst am Schlusse dieser zweiten Exposition hatte Zita aufzutreten, nachdem sie in der Szene zuvor mit dem Worte angekündigt war: „Ich sehe sie, da kommt sie!“

Langsam trat sie in den schlechten Kleidern auf, die sie, dem von Faré an Manuel gegebenen Versprechen gemäß, tragen mußte.

Bei den Worten: „Ich sehe sie, da kommt sie,“ hatten sich alle behandschuhten und mit Operngläsern bewaffneten Hände im Parkett und in den Logen erhoben; nun sollte man sie ja endlich zu Gesicht bekommen, die bereits von ganz Paris gekannt war, ohne irgend etwas gethan zu haben, noch irgendwo erschienen zu sein.

Mit kleinen Schritten näherte sie sich der Rampe, ihre

geflochtenen Haare fielen auf die Schultern herab und in ihren ärmlichen Kleidern bot sie so edel gezeichnete Linien, daß sie einem Bildhauer zum Vorbild hätte dienen können. Eine Flamme des Schmerzes und der Rache zuckte aus ihren großen, samtweichen Augen, und noch bevor sie ein Wort gesprochen, sprühte schon die Begeisterung aus ihren halbgeöffneten Lippen.

Wer eine solche Haltung erdenken, einen solchen Gesichtsausdruck finden konnte, war offenbar nicht die erste beste. So war ihr denn der erste Eindruck beim Publikum günstig, und trotz der Abneigung eines beträchtlichen Teiles der Zuschauer erhob sich ein Flüstern, das sie ermutigt haben würde, hätte sie es hören können.

„Sie ist wirklich hübsch!“ sagte man.

Zita war in hohem Grade aufgeregt. Glücklicherweise hatte sie zuerst nur einige unbedeutende Verse zu sprechen, die sie benützen konnte, die richtige Stimmhöhe zu nehmen und ihre Sprache abzumessen. Dann folgte eine bedeutsame Szene, welche sie mit etwa vierzig Versen zu beginnen hatte.

Diese Probe war entscheidend.

Gleich bei den ersten Versen entstand eine Bewegung der Ueberraschung unter allen denen, die etwas vom Theater verstanden, und das war die Mehrzahl des heutigen Publikums. Man äußerte sich ähnlich, wie Faré es in Noisy gethan hatte, als er Zita in den „Söhnen Eduards“ hörte: „Sie hat Ausdrucksweise, sie versteht vorzutragen!“

Allein sie besaß mehr als bloße Ausdrucksweise, mehr als die hübsche Erscheinung, die ihr zunächst die Gunst des Publikums zugewendet, mehr als Verständnis von Haltung und Gebärde — sie besaß künstlerisches Temperament.

Bereits drei oder vier Stellen hatten ein leichtes Flüstern der Zustimmung hervorgerufen. Als sie aber die Szene mit einem herzerschütternden und doch so wohlklingenden Aus-

rufe beendet, da brach der Beifall los, zuerst zögernd, vereinzelt, dann aber kräftig, andauernd und allgemein.

Welche Ueberraschung! Was hatte man doch alles gefabelt!

Nur ein Zuschauer teilte die allgemeine Ueberraschung nicht: Duchatellier.

Seine Tochter! Seine Schülerin? Was war denn daran wunderbares? Er hatte schon ganz andre Leistungen von ihr gesehen in Noisy, in Chelles u. s. w. Sie war eben ihrem Vater ähnlich, die kleine Zita.

Er wandte sich zu Lachapelle: „Es ist doch angenehm, Kinder zu haben, die ‚uns‘ Ehre machen und unser Werk fortsetzen.“

Aber Lachapelle wußte die Tiefe dieser Bemerkungen nicht zu würdigen. Er war zu bewegt, und um seinem Gefühle Ausdruck zu geben, ergriff er die Hände Josephs und drückte sie, still weinend.

Der Schluß des Aktes, der hochdramatisch und dabei fein durchdacht war, brach den letzten Widerstand derer, die in der Erwartung einer Niederlage gekommen waren, und der Vorhang fiel unter dem dröhnenden Beifall des ganzen Hauses. In der Proszeniumsloge applaudierten Gaston und der sonst so zurückhaltende Herzog von Paradan, und zwischen ihnen bemerkte man jetzt behandschuhte Hände, die rasend klatschten. Es war Bachollet, den der Erfolg so weit ermutigt hatte, sich dem Publikum zu zeigen; jetzt, nach diesem Erfolge, konnte man den „Fund“ öffentlich anerkennen.

Dies that er denn auch reichlich. An alle Journalisten seiner Bekanntschaft, die er in den Gängen und im Foyer traf, richtete er dasselbe Wort: „Sie sehen, daß die Leute der höheren Gesellschaft doch noch zu etwas gut sind und sogar Sterne ausfindig zu machen wissen, wenn sie sich darauf verlegen.“

Und niemand protestierte mehr gegen das Wort „Stern“,

über welches man noch eine halbe Stunde zuvor die Achseln gezuckt hatte. Eine Szene von einer Viertelstunde, etliche vierzig Verse hatten hingereicht, einen neuen Stern am dramatischen Himmel aufgehen zu lassen. Jetzt sagte man nicht mehr im mitleidigen Tone: „Der arme Faré!“ wohl aber bemerkte mehr als einer seiner Kollegen: „Dieser Mensch habe zweifellos ebensoviel Glück als Talent.“ Für ein Stück, das sonst höchst wahrscheinlich durchgefallen wäre, habe er gerade diejenige Künstlerin zu entdecken gewußt, die allein es zu retten vermochte. Ja, das war ein Kunststück, oder vielmehr das war keins!

Auf der Bühne, hinter den Coulissen, fand derselbe Umschwung statt. Als man statt des erwarteten Zischens Beifall hörte, als man sah, daß man nicht in den Tod, sondern zum Triumphe marschiere, da trat zuerst ein Augenblick des Erstaunens ein. Wie? Das finden sie gut? Diese Komödiantin wird nicht ausgepfiffen? Aber der Wind des Erfolges wehte, und alsbald hatte man nur noch das Gefühl der Freude darüber, denn jeder Mitwirkende mußte davon profitieren. Die Gesichter heiterten sich auf. Als der Vorhang beim Beginn der Vorstellung in die Höhe gegangen war, hatte man Faré kaum eines Blickes gewürdigt. Ja, es hatte nicht viel gefehlt, daß man ihm den freundschaftlichen Rat erteilt hätte, einen Spaziergang zu machen, sich in Sicherheit zu bringen. Als aber Beifall das ganze Haus füllte, suchten ihn die Blicke, die ihm zuvor scheu ausgewichen waren, sah er rings um sich her nur noch lächelnde Mienen, alles freute sich aufrichtig und von ganzem Herzen.

Obwohl er durch eigne, schmerzliche Erfahrung wußte, wie wehe der Mißerfolg eines Stückes thut und welch herzzerreißende Pein ein Pfiff verursachen kann, wohnte er doch stets den Premièren seiner Stücke bei und folgte der Aufführung vom Anfang bis zu Ende, indem er auf der Bühne, bald rechts bald links, zum Vorschein kam, wie der eifrigste

Regisseur, und wenn der Schauspieler in die Coulisse zurücktrat, so fand er den Dichter dort entweder mit einem Komplimente auf den Lippen, wenn die Dinge gut standen, oder mit einem Trostesworte, wenn es schief ging.

So fand ihn auch Zita nach dem ersten Akte; er streckte ihr beide Hände entgegen, nicht als Lehrmeister, der mit seiner Schülerin zufrieden ist, sondern als Dichter, der sich vor einer Künstlerin, die ihm zum Erfolge verholfen, verneigt. Die Nuance war so deutlich, daß Zita trotz ihrer freudigen Verwirrung sie doch bemerkte.

„Es ist also gut?“ fragte sie, noch wie im Traume.

„Ich wußte ja, daß es gut gehen würde, aber ich war nicht sicher, ob Sie vor einem großen Publikum dieselbe sein könnten, die Sie in den Proben gewesen waren.“

„Als ich dieses großartige Haus sah, so verschieden von den Scheunen, in denen ich bis jetzt gespielt, glaubte ich in der That, ich könne den Mund nicht aufthun, mir war die Kehle zusammengeschnürt.“

„Aber jetzt ist die Schlacht gewonnen, wenigstens für Sie, gleichviel wie das Schicksal des Stückes sich gestaltet; das Publikum, die Kritik, ganz Paris ist Ihnen gewogen. Haben Sie also keine Furcht mehr! Sie müssen aber daran denken, sich zu schonen, um im letzten Akt mit voller Kraft zu schließen. Ruhen Sie sich in Ihrer Loge aus und empfangen Sie niemand, weder Verwandte, noch Freunde; man wird Sie benachrichtigen, wenn Sie wieder auftreten müssen.“

Zita hatte sich daran gewöhnt, Faré mit kindlicher Achtung zu gehorchen und sie verließ ihn, um sich in ihre Loge zu begeben, als ihr Dandelot begegnete. Schon machte sie sich auf eine neue Zudringlichkeit gefaßt, als er ihr eifrig Platz machte, indem er sich leicht verneigte. Sie begegnete drei oder vier Kollegen, gerade denen, welche sich

ihr stets am feindseligsten gezeigt hatten — sie alle reichten ihr die Hand: „Bravo! Bravo!“

Und auf ihrem ganzen Wege fand sie nur freundliches Lächeln und hörte sie nur das eine Wort, das alle, groß und klein, wiederholten: „Bravo! Bravo!“

War die Schlacht für Zita schon nach dem ersten Akte gewonnen, so war sie es für das Stück erst nach dem zweiten. Es war ein Erfolg, ein großer Erfolg!

Nun hatte Bachollet, der immer auffallender applaudierte, eine Idee, die er dem Herzog mitteilte: „Da wir doch so zu sagen die Paten Zitas sind, müssen wir sie auch taufen und zwar mit Blumen. Ich werde schnell zu den Blumenhändlern am Boulevard des Capucines gehen und Einkäufe machen.“

Erst in der Mitte des vierten Aktes, gerade noch zur rechten Zeit, kam er zurück. Zwei Diener, die ihn begleiteten, füllten die Loge mit kolossalen Bouquets, und dieser Berg verschiedenartigster Blumen strömte einen durchdringenden Duft aus, der sich im ganzen Hause verbreitete.

„Nun, wie macht sie sich?“ fragte Bachollet.

„Sie ist nach dem dritten Akte mehreremal herausgerufen worden.“

„Da kommen meine Blumen gerade recht.“

„Ja, um uns zu ersticken,“ versetzte der Herzog.

„Beruhigen Sie sich, sie werden nicht lange in unsrer Loge bleiben.“

In der That schleuderte Bachollet beim Schlusse des vierten Aktes zwei seiner größten Bouquets auf die Bühne, und diesmal versteckte er sich nicht, wie bei seinem ersten Beifallklatschen, sondern er trat vorn an die Brüstung der Loge und stand vorgebeugt da, damit das ganze Haus es sehen konnte, daß er, Bachollet, diese Blumen warf. Vielleicht mochte diese Demonstration im Odeon etwas auf-

fallend erscheinen, aber das Auffallende war ihm in diesem Falle eben erwünscht.

Während des Zwischenaktes war der Herzog hinausgegangen, um nicht zu „ersticken".

Bachollet setzte sich nun neben Gaston und teilte ihm eine neue Idee mit.

„Während ich im Wagen saß, habe ich an Sie gedacht. Ich habe, was Sie brauchen."

„Was ich brauche?"

„Ja, eine kleine Villa in der Rue Chazelles. Ein trefflicher Gelegenheitskauf: Remise, Stallung für drei Pferde, alles für hundertsechzigtausend Franken. Es ist rein geschenkt."

„Und was soll ich mit der Villa machen?" fragte Gaston verblüfft.

„Nun, für Zita!"

„Für Zita?" rief Gaston lächelnd aus.

„Nun ja! Sie ist jetzt berühmt genug, um in den Augen von ganz Paris einem Manne, der ihr Freund ist, Ehre zu machen. Mit achtzehn Jahren berühmt, das nenne ich Glück!"

Gaston machte eine abweisende Gebärde.

„Behaupten Sie doch nicht, diese Kleine sei Ihnen gleichgültig," fuhr Bachollet fort. „Bereits in Noisy, als wir sie zum erstenmal sahen, hat sie es Ihnen angethan, und seitdem ist Ihre Neigung immer stärker geworden. Vor zwei Stunden zitterten Sie ja für ihr Debüt und jetzt sind Sie über ihren Triumph außer Rand und Band vor Freude."

„Ich — o — nein —"

„O — ja! Sie wissen nicht, was in Ihnen vorgeht. Ich bin überzeugt, daß Sie dieselbe Aufregung, wie Fräulein Zita selbst durchgemacht haben, und wenn ich Arzt wäre, so würde mir Ihr Puls genaue Auskunft über Ihren Zu-

stand geben. Ich begreife nicht, warum Sie es leugnen. Nichts wäre berechtigter, und niemand könnte die Thorheiten, welche Sie etwa für dieses junge Mädchen begingen, lächerlich finden. Es verdient sie. Damit will ich nicht sagen, daß es eine Thorheit wäre, ihr die kleine Villa zu schenken, von der ich Ihnen sprach. Die Freundin eines Mannes in Ihrer Stellung kann nicht wie die erste beste untergebracht sein."

Das Wiedereintreten des Herzogs unterbrach Bachollets Redefluß. Der letzte Akt begann bereits, denn Faré, welcher wußte, wie wichtig es ist, Stücke nicht allzu sehr in die Länge zu ziehen, hatte angeordnet, daß die Zwischenakte nur ganz kurz sein sollten, damit man vor Mitternacht zu Ende komme.

Der Vorhang fiel nach dem fünften Akte unter dem vollsten Triumphe des Dichters und der Schauspielerin.

„Sollen wir ihr unsre Glückwünsche in die Loge bringen?" fragte Bachollet.

„Es scheint mir, dies hieße eine Danksagung holen," antwortete Gaston.

„Lassen wir das lieber!" sagte der Herzog, welcher fand, daß man um diese Stunde am besten schlafen gehe.

Dreizehntes Kapitel.

Am folgenden Tage, als Duchatellier, Lachapelle und Joseph wieder nach Noisy zurückgereist waren, wo sie am Abend wieder zu spielen hatten, erhielt Zita von Crozat einen großen Haufen Zeitungen, in denen er alle Stellen, wo von ihr die Rede war, rot angestrichen hatte. Sie nahm

aufs Geratewohl ein Blatt und las es, dann ein zweites, ein drittes, ein viertes.

Sie traute ihren Augen nicht. Von ihr berichtete man alle diese schönen Dinge? Wie war das möglich?

Aber in ihr Entzücken mischte sich bei der Lektüre dieser Berichte ein Gefühl der Ueberraschung und des Zweifels an ihr selbst. Wie konnten sich die Kritiker nur so widersprechen! Der eine hatte sie groß und kräftig, der andre niedlich und zart gesehen. Der eine fand ihre Stärke im Temperament, der andre fürchtete, es fehle ihr an Temperament. Ihr Erfolg in diesem Drama bestimmte sie, nach dem einen, für die Tragödie, der andre meinte, der Erfolg in diesem Drama dürfe sie nicht täuschen, sie sei für die Komödie geboren u. s. w.

Wie sollte sie sich aus diesen Widersprüchen herausfinden, wie sich erkennen? Naiv betrachtete sie sich im Spiegel, um zu erkennen, ob sie robuster oder zarter Natur sei. Was sie aber vollends in Erstaunen setzte, waren die Geschichten, die in den Zeitungen über ihre Jugend erzählt wurden. Wo hatte man nur all diese abenteuerlichen Erfindungen hergenommen! Was interessierte es das Publikum, ob sie die Vögel oder die Blumen geliebt hatte! Blumen hatte sie ja niemals besessen, und die ersten, die man ihr geschenkt, waren die gestern von Bachollet gespendeten, welche heute, in Vasen aufgepflanzt, die beiden Fenster ihres Zimmers versperrten.

Während sie in den Zeitungen weiter blätterte, klopfte es an die Thür und Faré trat ein.

„Ich wollte sehen, wie Sie die Nacht zugebracht haben.“

„Ich habe sie im Ballon und auf dem Meere verbracht, obwohl ich noch nie zu Schiffe oder in einem Ballon gewesen bin. Bald war ich am Himmel, bald tief unter dem Wasser; ein Schwindeln ohne Ende, ohne Ruhe!“

„Und beruhigt Sie nun das Lesen dieser Zeitungen?“

„Im Gegenteil, denn ich weiß nicht mehr, was ich von mir denken soll, und komme durch diese Besprechungen in wahre Verwirrung. Was habe ich dabei zu thun? Man bedankt sich wohl bei den Kritikern, nicht wahr? Aber auf welche Weise?“

„Schreiben Sie! Gehen Sie aber zu niemand; denn wenn Sie zu einem gehen, müßten Sie schon bei allen andren dasselbe thun. Oft schreckt man vor einem Briefe aus Trägheit zurück und entschließt sich zu einem Besuche; der aber kann für ein Mädchen gefährlich werden. In einem Briefe sagt man, was man will; bei einem Besuche aber läßt man sich oft hinreißen und spricht dann zu viel.“

Faré war für Zita ein Orakel; sie entschloß sich also zu schreiben und niemand zu besuchen. Aber dieser Entschluß brachte ihr neue Verlegenheit. Das Wort Farés: „In einem Briefe sagt man, was man will,“ mochte für ihn, den Schreibgewandten, zutreffen, nicht aber für sie, die des Schreibens ungewohnt war; und es schien ihr nicht nur schwer, den geeigneten Ton zu finden, sondern auch sich klar zu machen, was sie sagen wollte.

Faré ging. Während sie noch über diese Schwierigkeiten nachdachte, brachte ihr Crozat die Abendblätter herauf, die er für sie eingekauft hatte.

„Noch mehr?“ rief sie erschreckt.

Crozat lachte. „Das ist originell! Also zu viel der Blumen!“

„Ja, denn diese Blumen sind nicht ohne Dornen.“

Und sie machte ihm klar, in welcher Verlegenheit sie sich befinde.

„Beruhigen Sie sich,“ erwiderte Crozat, „wir können dem abhelfen. Der Rat des Herrn Faré war sehr vernünftig, und sicher hatte er an einen Vers Viktor Hugos gedacht, dessen die Künstler stets eingedenk sein sollten:

‚Freund, verbirg dein Leben und verbreite deinen Geist!‘“

„Ich begreife. Aber um geistreiche Briefe zu verfassen, muß man . . .“

Crozat unterbrach sie.

„Es genügt, wenn Sie das durch einen Sekretär thun lassen. Rachel hat Briefe geschrieben, die berühmt geworden sind und bei denen trotzdem nichts weiter als die Handschrift von ihr herrührte. Darf ich Ihr Sekretär sein? Ich will nicht behaupten, daß meine Briefe so interessant sein werden, wie die der Rachel, aber ich habe viele Briefe für Personen geschrieben, welche . . . etwas andres zu thun hatten.“

Zita wollte ablehnen, aber die gutmütige Freundschaft Crozats überwand ihren Widerstand. Er rieb sich die Hände, wie ein Mann, der sich von dieser Arbeit ein lebhaftes Vergnügen versprach. Zita schien jedoch noch nicht ganz beruhigt.

„Fehlt noch etwas?“ fragte er freundschaftlich.

„Ja zwei Dinge beunruhigen mich noch: die Handschrift und die . . . Orthographie!“

„Ach was! Sagen Sie doch das nicht! Man darf niemals eingestehen, daß man nicht orthographisch schreiben kann. Uebrigens werden meine Konzepte so deutlich sein, daß Sie sie nur zu kopieren brauchen. Nun wollen wir nach der Handschrift sehen.“

Sie schrieb zwei Zeilen auf ein Blatt Briefpapier.

„Hm, ja, die Handschrift ist etwas grob, aber wenn wir sie schiefer stellen und etwas eckig machen, wird eine gute englische Hand daraus.“

„Ach, ich habe eben niemals Zeit noch Gelegenheit gehabt, etwas zu lernen.“

„Das ist wieder etwas, was Sie beileibe nicht sagen dürfen, mein Kind! Wer wird so etwas eingestehen! Wie recht hat doch Herr Faré gehabt, Ihnen die Besuche zu verbieten! Sie sind zu offenherzig!“

Er prüfte das Papier, auf welchem sie schreiben wollte. „Haben Sie kein andres?“ fragte er.

„Nicht wahr, das ist zu schlecht?“

„Frau Crozat wird Ihnen Briefpapier aussuchen, recht geschmackvolles, einfaches und nicht auffälliges. Sie befinden sich jetzt auf der Bahn zum Ruhme und müssen auf alles achten, nichts darf Sie in Ihrer Laufbahn hemmen. Seien Sie also unbesorgt wegen der Briefe und widmen Sie sich ganz Ihrer Rolle für heute abend!“

Als sie sich nach dem Theater begab, empfand sie nicht bloß Ruhe, sondern auch eine gewisse Rührung. Wenn sie sich seit ihrer Ankunft in Paris, trotz der Feindseligkeiten der Kollegen, nicht vereinsamt gefühlt, so hatte sie es dem Crozatschen Ehepaar zu verdanken, das sie wie eine Tochter behandelte.

Als Zita ins Theater eintrat, stand der Portier, der bis dahin, wenn sie vorüberging, stets gethan, als sehe er sie nicht, von seinem Sessel auf und eilte ihr entgegen.

„Fräulein Duchatellier, es sind Briefe für Sie da!“

Sie nahm dieselben in Empfang und ging in ihre Loge, um sie beim Ankleiden zu lesen.

Briefe! Wer konnte ihr schreiben? Sie kannte ja niemand, und die Ihrigen hatten sie doch soeben erst verlassen.

Sie drehte die Gasflamme höher und öffnete einen der Briefe.

„Mein Fräulein! In Ihrem Alter, und wenn man vom Himmel ein so wundervolles Talent erhalten hat, wie Sie, so besitzt man ganz gewiß ein gutmütiges Herz. Dieser Gedanke flößt mir in meiner Not den Mut ein, mich an Sie zu wenden, nachdem ich vergeblich an alle Thüren geklopft habe und nahe daran bin, zu verhungern. Hören Sie wohl: zu verhungern! Wenn Sie nicht Mitleid mit mir haben. . . .“

Drei Seiten lang ging es in diesem Tone weiter. Namen und Adresse des Briefschreibers waren Zita fremd.

Sie wandte sich nach der Ankleiderin um, die über ihre Schultern hinweg mitzulesen versuchte.

„Frau Aglaë, wissen Sie, wo die Rue Rousselet ist?"

„Ja, die ist ganz in meiner Nähe."

„Hier sind zehn Franken. Bringen Sie das Geld morgen in aller Frühe einem alten Manne, der verhungert."

„Ach, darauf dürfen Sie nicht hineinfallen, Fräulein, das sind Bettler von Profession!"

„Es könnte aber doch wahr sein. Sie werden also hingehen und sich erkundigen."

Sie nahm einen andern Brief.

„Mein Fräulein! Ich habe niemals eine so starke Rührung empfunden, wie gestern, als ich Sie sah, und mit noch ganz zuckendem Herzen und brennendem Kopfe ...."

Sie unterbrach sich, warf den Brief auf den Toilettentisch und lachte.

„Das gefällt mir besser, wenigstens ist es spaßhaft." Und ohne weiter zu lesen, begann sie sich anzukleiden.

Sie empfand zwar nicht mehr dieselbe Beklommenheit, wie abends vorher, war aber doch aufgeregt. Ob sie heute wohl dieselben Effekte wieder finden würde, die ihr gestern zum Teil das Lampenfieber eingegeben hatte, ob sie wohl heute ebenso anerkannt würde, wie gestern?

Am vorigen Abend war sie erst in dem Augenblicke aus ihrer Garderobe gekommen, in welchem sie aufzutreten hatte. Heute war sie im voraus sicher, nicht mehr den Spötteleien ihrer Kollegen ausgesetzt zu sein. Sie ging daher sofort, als sie fertig war, auf die Bühne. Der Vorhang war noch nicht aufgezogen und sie trat an denselben, um durch eins der Gucklöcher einen Blick in das Publikum zu werfen.

Wie sie nach allen Seiten neugierig umherschaute, bemerkte sie im Parkett Gaston, der eben eintrat.

Nun machte sie sich Vorwürfe. Hätte sie ihm nicht ebenfalls danken müssen? Daß sie auf dieser Bühne war, daß der von ihr so lange gehegte Traum, in Paris aufzutreten, jetzt verwirklicht war, das dankte sie doch in erster Reihe ihm! Ohne ihn würde sie noch immer in Noisy oder Villiers spielen. Aber wie sollte sie ihm danken? ...

Diese zweite Vorstellung bestätigte vollkommen den Erfolg der ersten. Da kein Vorurteil, kein Widerstand mehr zu überwinden war, so begann der Beifall diesmal schon im ersten Akte und schwoll immer stärker an, bis zum allseitigen brausenden Schlußapplaus. In der Proszeniumsloge, in welcher sich am vorhergehenden Abende Gaston und seine Freunde befunden hatten, saß heute eine junge, schöne Frau von sympathischem Wesen, die lebhafter, als irgend jemand applaudierte: es war Frau Faré.

Sobald Zita am folgenden Morgen ein Lebenszeichen von sich gab, stieg Crozat nach ihrem Zimmer hinauf, unter dem Arm ein Lederportefeuille voll von Papieren und Zeitungen, die er auf den Tisch auspackte.

„Hier ist das Briefpapier, welches meine Frau ausgewählt hat, und hier meine Konzepte. Manche sind nur zwei Zeilen lang, manche aber füllen zwei ganze Seiten; ich habe, so gut ich konnte, die Länge der Briefe nach den Empfängern abgemessen. Einen der Briefe habe ich vier Seiten lang gemacht, weil er wahrscheinlich in die Zeitung kommt. Er ist an einen Kritiker gerichtet, der alles, was man an ihn schreibt, abdrucken läßt."

Allein bevor sie die Briefe abzuschreiben begann, zog sie ihn zu Rate, was sie bezüglich Gaston Chamontains thun solle.

„Offenbar müssen Sie ihm ebenfalls danken."

„Auf welche Weise aber?"

„Brieflich."

„Ich habe schon daran gedacht, aber was soll ich ihm schreiben?"

Crozat überlegte einen Augenblick.

„Hm, dieser Brief ist schwieriger zu entwerfen, als die an die Kritiker. Man muß darüber nachdenken.“

Allein obgleich er sich in die Aufgabe vertiefte, so blieb er doch lange unschlüssig vor dem Blatte Papier sitzen.

„Ein heikler Brief,“ sagte er.

„Müßte ich nicht damit beginnen, daß ich eine Pflicht verletzen würde, wenn ich ihm nicht dankte?“

„Ganz richtig, so müssen wir beginnen.“

„Wie wäre es, wenn wir also schreiben: Ich würde unzufrieden mit mir sein, mein Herr, wenn ich nicht sofort nach dem Tage, der mein Leben völlig umgestaltet und mit Hoffnungen erfüllt hat, die . . .“

„Halt!“ rief Crozat.

„Das ist also nicht gut?“

„Im Gegenteil, es ist wundervoll, es geht nur zu schnell. Lassen Sie mir nur Zeit, nachzuschreiben.“

Und während seine Feder über das Papier flog, begleitete er die Worte, die sie ihm diktierte, mit Ausrufen der Ueberraschung.

„Ich wäre unzufrieden mit mir. — Wie fein ist das gefühlt und ausgedrückt . . . ohne Uebertreibung . . . es ist das einzig richtige Wort! Mein Leben völlig umgestaltet und mit Hoffnungen erfüllt . . . . diesen Ausdruck hätte ich nie gefunden! Bitte weiter.“

Zita fuhr fort: „Wenn ich Ihnen nicht versichern würde, daß ich in der Tiefe meines Herzens eine ewige Erinnerung und Dankbarkeit für denjenigen bewahren werde, der mir den Weg geebnet zu der Stellung, die ich jetzt einnehme.“

„Sehr gut! Sehr gut!“

„. . . . Ebensowenig werde ich den ersten Abend, an dem ich Sie sah, vergessen; denn jene Erinnerung läßt mich am besten alles fühlen, was ich Ihrem edlen Wohlwollen zu verdanken habe.“

„Großartig! Und Sie haben mich alle diese Konzepte schreiben lassen?" rief Crozat aus, „während Sie zehnmal besser als ich gefunden hätten, was auf diese Artikel zu antworten ist, und Ihren Briefen eine weit originellere und pikantere Wendung hätten geben können! Sie besitzen den wahren Briefstil, ich versichere Sie! Und da bildet man sich ein, man müsse gelehrt sein, um schreiben zu können!"

„Aber ich sage ja nur, was mir das Herz eingibt."

Crozat lachte laut auf. „Sie? Jawohl. Während die Kritiker das Publikum mit Redensarten abfertigen! Sehr originell!"

Ende des ersten Bandes.

Malot, Hector,

Zita Roman in zwei Bänden. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von C. Hirsch

Bd.: 1 = 9

1887